

Niederländische Jugendbücherei



S 17

9710

Onialdienst der Südsee

Niedersächsische Jugendbücherei

Herausgegeben vom Nationalsozialistischen Lehrerbund
Gau Südhannover-Braunschweig

Hest 9

Kolonialdienst in der Südsee

Briefstagebuch

des Kolonialsekretärs Rudolf Brauckmann aus Uslar,
gefallen im Kampf mit Ausländern auf Ponape
(Ost-Karolinen) am 18. Oktober 1910

mit einem Nachwort

des Gouverneurs a. D. der Südsee-Kolonien
Dr. Albert Hahl

1939

Verlag E. Appelhaus & Co., Braunschweig

Deutsche Kolonial-Bibliothek

Von Genua nach Hongkong.

Genua, den 23. März 1908.

Wie Ihr aus meiner Karte, die ich in Frankfurt schrieb, bereits ersehen habt, lernte ich im Eisenbahnwagen einen Herrn Dr. Stein kennen. Er fuhr längere Zeit als Arzt des Norddeutschen Lloyd in der Südsee und hat oft in Herbertshöhe und an anderen Plätzen Neu-Guineas geweilt. Er erzählte mir allerlei Interessantes von „drüben“, erteilte mir verschiedene Ratschläge und trug mir Grüße an den dortigen Regierungsarzt und an andere Herren auf. Jetzt komme ich nicht mehr ganz fremd dort an.

Als heute morgen der Zollbeamte zur Revision kam, hat er mir einige Minuten etwas vorgeredet. Ich habe natürlich kein Wort verstanden. Eine Dame im Abteil führte für mich die „Zollverhandlung“. Darauf entfernte sich der Beamte, ohne mein Gepäck zu untersuchen. Ich habe nur ein dummes Gesicht gemacht. Zum ersten Mal wurde mir bewußt, daß Sprachkenntnisse die Voraussetzung für den Auslandsdienst sind.

Auch mit dem Gepäckträger hier in Genua hatte ich meine liebe Not. Er begriff außerordentlich schwer, daß ich eine Droschke haben wollte. Zunächst schleppte er mich von einem Bahnsteig zum andern. Endlich dämmerte es bei ihm. Heute nachmittag habe ich mich schon ganz gut durchgefragt.

Aber nun zur Fahrt selbst.

In Frankfurt war so schönes Wetter, daß die Leute im Freien saßen. Bis Basel führen wir durch den Vorfrühling. Dann gab's Schnee. Und darüber strahlte die Sonne! Das war ein Blitzen, Glitzern und Leuchten wie im Weihnachtswalde, als ich vor wenigen Wochen mit Vater durch den Solling wanderte. Nur war es hier noch tausendfach glanzvoller, weil ja die Sonne von den weißen Bergwänden widerschien! Der Blick verlor sich in dieser märchenhaften Weiße und Weite. Doch schneller eilte plötzlich unser Zug. Es ging talwärts. Der Schnee trat zurück. Schmelzwasser rieselten, Wiesen grüntem, Baumhänge blühten. Terrassengärten von paradiesischer Farbenpracht leuchteten in Lichtfülle: vor dunklem Lorbeer blutrot blühende Quittenzweige, neben goldgelben Mimosen zartrosa Pfirsichblüten, dazwischen himmelblaue Hyazinthen, Kamelien und weiße Narzissen, darunter Teppiche von Primeln und Veilchen. Wie werde ich dieses Blumenwunder vergessen!

SA7/9710

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Zusammengestellt von Carl Witt, Ular
Bearbeitet von Walter Poppendorf, Braunschweig
Zeichnungen von Gustav Rüggeberg, Braunschweig

1829 / 1889

481570

Genua liegt reizend, ebenso Nervi, das in einer kleinen Stunde von hier mit der Straßenbahn zu erreichen ist. Die Bahn fährt immer am Meer entlang. Man glaubt, daß man Schöneres nie mehr sehen würde, und doch kommt immer wieder noch Schöneres. Einige Stunden habe ich am Strande von Nervi gegessen. Es sind schon viele Fremde hier, auch Deutsche.

Ich bin von der Lloyd-Vertretung zum Hotel geschickt. Es ist hier alles tipp-topp, vermutlich aber auch die Preise. Der Dampfer kommt erst morgen vormittag hier an. Morgen abend werde ich voraussichtlich an Bord schlafen. Herr Sch. ist noch nicht hier. Ich denke, ihn morgen zu treffen.

Dampfer „Prinz Eitel Friedrich“, 26. März 1908.

Die Fahrt von Genua bis Neapel dauerte zwei Nächte und einen Tag. Wir fuhren gegen Abend von Genua ab. Am nächsten Morgen erreichten wir die Felsen und Inseln von Elba. Das Wetter war herrlich. Die See lag so ruhig, daß man von der Fahrt des Schiffes kaum etwas spürte. Blau wie der Himmel leuchtete das Meer. Westwärts tummelten sich mehrere Delphine. Gegen Abend passierten wir Ostia, den Hafen von Rom.

Am nächsten Morgen kamen wir schon vor Sonnenaufgang in der Bucht von Neapel an. Ich begab mich gleich nach dem Erwachen an Deck. Nur drei Herren, die der erwartete Desjuw auch nicht schlafen ließ, traf ich hier an. Es dämmerte gerade. Wir hatten einen herrlichen Anblick! Vor uns rauchte der Desjuw wie ein riesiges Kartoffelfeuer. Links von ihm kam das Rot der aufgehenden Sonne zum Vorschein. Sie stieg sehr schnell hoch. Es war prachtvoll, als sich die Sonne neben dem rauchenden Krater immer höher hob.

Um 7 Uhr war es schon erheblich heiß. Das Schiff legte kurz vorher am Quai an.

Wir bummelten durch die engen Straßen Neapels. Eine Spazierfahrt zeigte uns die Schönheiten der Umgebung. Da verstand man das Wort: Neapel sehen und sterben!

Am Abend belebten sich die Straßen. Vor jedem Hauseingang versammelten sich Freunde und Nachbarn. Überall erklang Lautenmusik: Santa Lucia — oder Komm herab, o Madonna. Als die Stimmung auf dem Höhepunkt war, mußten wir an Bord zurück. Langsam glitt bald nach 10 Uhr unser Dampfer aus dem Hafen. Gleich einer ver-

löschenden Lampe glühte der Rauch des Desjuws zu uns herüber. Lange noch sahen wir die Fischerboote, die mit ihren Sackeln wie leuchtende Insekten am Ufer entlang huschten.

28. März 1908.

Als ich am anderen Morgen erwachte, waren wir bereits auf hoher See.

Die Verpflegung auf dem „Prinz Eitel“ ist vorzüglich. Damit Ihr seht, was wir hier zu tun haben, schreibe ich Euch mein Tagewerk: Um 7 Uhr aufstehen und eine Tasse Kaffee trinken. Im Schlafanzug geht's in den Turnsaal, um eine halbe Stunde zu reiten oder zu turnen. Darauf folgt das Bad. Von 1/29 bis zum Abend ist man mit den Mahlzeiten, der Zigarre und dem Brieffschreiben beschäftigt. Zwischendurch ruht man sich wohligh an Deck aus.

29. März 1908.

Gestern abend hatten wir ziemlich hohe See. Oft segten die Wellen übers Promenadendeck. Wir hatten die ersten Seekrankhen. Mir war auch etwas schwindelig. Jetzt ist die See ruhiger. Morgen früh 6 Uhr sind wir in Port Said.

30. März 1908.

Heute nacht passierten wir Kreta. Gegen 6 Uhr morgens verschwand der letzte Zipfel der Insel. Bistlang haben wir von der Hitze nichts gemerkt. Obwohl andauernd die Sonne scheint, ist es an Deck bei der schnellen Fahrt doch kühl.

31. März 1908.

Um 8 Uhr früh erreichten wir in Port Said den Eingang des Suezkanals. Zuerst erblickten wir den Leuchtturm, dann auf der Mole das Denkmal des Erbauers des Kanals, des Franzosen Lesseps. Um 9 Uhr gingen wir vor Anker. Ein kleines Boot brachte uns an Land. Geführt wurde es von Indern und Arabern, — einer lärmenden Gesellschaft.

Am der Straße, die am Hafen entlang führt, liegen die schönsten Bauten: das Verwaltungsgebäude und das Konsulat. In der Stadt herrscht reges Leben. Alle Nationen sind vertreten. Die Bevölkerung besteht vorwiegend aus Arabern in faltenreichen, phantastischen Gewändern. Zum meist sind es Händler. Sie bieten ihre mannigfaltigen Waren an, für die sie zunächst den doppelten Preis fordern.

Ich habe einen echt indischen silbernen Schäl gekauft. Er sollte zuerst 3 L kosten. Ich bekam ihn aber für die Hälfte.

1. April 1908.

Nun sind wir schon zwei Tage im gefährdeten Roten Meer. Heute morgen um 9 Uhr sind 25°, eine sehr mäßige Temperatur.

4. April 1908.

Es ist kühler geworden. Morgen sind wir in Aden. Wahrscheinlich können wir nicht an Land gehen. — Gestern mittag passierten wir die „Zwölf Apostel“, zwölf schroff und steil aus dem Wasser aufragende Felsen, die unbewohnt und ohne Vegetation sind. Gegen Abend fuhren wir durch die Straße von Bab-el-Mandeb, und verließen das Rote Meer. Die Temperatur war erträglich, etwa wie bei uns im Juli, bei weitem jedoch nicht so heiß, wie ich es mir vorgestellt hatte. Seit meiner Abreise sah ich nur blauen Himmel. Der Übergang vom Tag zur Nacht und umgekehrt vollzieht sich hier sehr schnell und pünktlich. Genau um 6 Uhr geht die Sonne unter, und 10 bis 15 Minuten später ist es vollkommen dunkel. Der tropische Sternenhimmel erstrahlt dann in unbeschreiblicher Pracht, ungleich herrlicher, erhabener und leuchtender als bei Euch.

Heute morgen gingen wir um 6 Uhr vor Aden, 2 km außerhalb des Hafens, vor Anker. Auf einem schroff aus dem Meere ragenden Felsen thront hier die englische Bergfeste. In der aufgehenden Sonne bietet sie einen majestätischen Anblick.

Unser Schiff ist von Booten umlagert. Die braunen Gesellen, die meistens nur den Lendenschurz tragen, klettern wie die Katzen zu uns an Deck und bieten ihre Waren an: Ansichtskarten, Pfauensehern und Fächer. Sie fordern wie überall im Orient unverschämte Preise.

Jetzt haben wir noch fünf Tage bis Colombo. Dort können wir nach langer Zeit endlich wieder einmal an Land gehen. 8⁴⁵ Uhr, addio Aden!

9. April 1908.

Heute ist es schon etwas wärmer: 30° Celsius. Gestern sah ich zum ersten Mal fliegende Fische. Sie tauchen plötzlich aus dem Wasser auf, fliegen eine Strecke über dem Wasser hin, um ebenso plötzlich wieder im Wasser zu verschwinden. Es sieht fast aus, als wenn Schwalben über dem Wasser fliegen.

Colombo, 10. April 1908.

Als ich morgens 5⁴⁰ Uhr auf Deck kam, sah ich im Schein der aufgehenden Sonne die Umrisse der Insel Ceylon. Eine Stunde später lief der „Prinz Eitel“ im Hafen von Colombo ein. Ausnahmsweise stand bereits um 7 Uhr der Frühstückstisch gedeckt, damit wir zeitig an Land konnten.

Um 8 Uhr fuhren wir mit der Mond-Barkasse an Land. Sobald man die Insel betritt, findet man im Hafen eine Menge tropischer Pflanzen in üppiger Pracht. Colombo ist eine ziemlich große Stadt.

Zum ersten Mal sehe ich das so merkwürdige und dem Osten so eigentümliche Gefährt, die „Rikschä“. Es ist dies ein zweirädriger Karren für eine Person, bequem und meist wie ein Sessel gepolstert. Das Gefährt wird von einem Farbigen gezogen. Zuerst muß man gegen das unangenehme Gefühl ankämpfen, sich von einem Menschen ziehen zu lassen. Aber bald gewöhnt man sich daran. In großer Zahl stehen die „Rikschä“-Männer mit ihren Gefährten auf den Straßen und Plätzen. Sie kommen auf die Fremden losgestürzt, um sich und ihre Kutsche anzubieten. Kaum sieht man in der Rikschä und hat das Ziel genannt, so saust der braune Gesell im schärfsten Trabe davon, und das in der größten Mittagshitze, — unglaublich, was die Kerls aushalten können! Welcher Preis wird aber für diese Arbeit bezahlt? Im allgemeinen, d. h. für mittlere Strecken, 10 cts, ungefähr 13 Pf. Ich gab das erste Mal aus Mitleid 20 cts, sah aber bald ein, wie verkehrt das war. Der Farbige merkte sofort, daß er einen Neuling vor sich hatte und verlangte immer noch mehr. Hätte ich ihm nur 10 cts bezahlt, wäre ich ihn sofort los geworden. So aber hing er sich an mich wie eine Klette. Mir blieb als letztes und einzigstes Mittel nur der Stock übrig, um mich seiner „Anhänglichkeit“ zu erwehren. Für mich war es eine Lehre. Ihr könnt Euch überhaupt nicht vorstellen, wie man im Osten von Händlern belästigt wird. Hat man endlich einen verschreckt, so steht der andere schon wieder da.

Aber trotzdem ist Ceylon ein Paradies! — Die nie gelehene, prachtvolle Tropenlandschaft schlägt mich in ihren Bann. Ich fahre, zurückgelehnt in die blaueidene Polsterung des Gefährts, durch das farbenfrohe Menschengewühl Colombos. Auf breiten Sandwegen gleitet die Rikschä durch den Park. Palmen und Bananen breiten ihr schattiges Dach hoch über uns aus. Der Seewind zieht durch die

Wipfel. Leise pendeln die grünen Palmenfächer hin und her. Es hängen wirkliche braune Kokosnüsse in den Baumkronen. Bunte Papageien, kleine und große, klettern am Stamme auf und ab. Sie verfolgen mich mit ihrem gräßlichen Geschrei neugierig eine kurze Strecke, wenden sich dann aber wieder ihrer eigentlichen Beschäftigung zu, die Bananen zu plündern.

Mittags fahren wir mit der Bahn zum Mount Lavinia, einem Hotel, das höher als die Stadt liegt und deshalb einen wundervollen Rundblick bietet. Zur Linken verstecken sich kleine, weiße, saubere Wohnhäuser in Palmenhainen. Zur Rechten brandet das Meer in blaugrünen, violetten und roten Farben, aus denen die weißen Gischkämme der Wellen herausleuchten. Über dem Strande schaukelt wie taumelnd der Sturmvogel Albatros. Sonne liegt auf seinen Schwingen, von Sonne flimmert die Luft rings um mich, und Sonne fühle ich in mich hineinfluten, — das ist Glück! Hier möchte ich bleiben! Aber um 4 Uhr müssen wir an Bord zurück. Um 5 Uhr dampfen wir aus dem Hafen. Solange wie möglich blicke ich nach Ceylon zurück. Etwas wie Wehmut erfüllt mich, — Schöneres werde ich wohl nie wieder sehen!

Dampfer „Prinz Eitel Friedrich“, den 17. April 1908.

Am 14. April kamen wir in die Nähe von Penang, wo das Fahrwasser ziemlich schmal wird. Zur Rechten sieht man die bewaldeten Berge. Die Landschaft erinnert mich lebhaft an die Weser von Münden bis Carlshafen. Mit dem Glase erkennt man, daß nicht Buchenwaldung, sondern tropischer Urwald die Berge bedeckt. Wir fahren wieder mit der Lloyd-Barkasse an Land. — Der größte Teil der Einwohner (über 100 000) sind Chinesen. Sie geben der Stadt ihr eigenartiges Gepräge. Mit einer Rikschafahren wir zum Botanischen Garten. Der Kuli läuft bereits über 20 Minuten, und noch immer sind wir nicht da. Die Entfernung kannten wir nicht. Man glaubt immer, der Kuli müßte bei der Mittagshitze jeden Augenblick zusammenbrechen, aber er lächelt. Ich rede ihn englisch an, im Schritt zu gehen, aber er rennt nur noch schneller. Augenscheinlich versteht er nur chinesisch oder malaisisch. Nach 30 Minuten sind wir endlich am Ziel. Der Botanische Garten in Penang übertrifft den von Colombo bei weitem. Er ist unvorstellbar und unbeschreiblich schön! Ich fühle mich außerstande, den wunderbaren Zauber auch nur

annähernd zu schildern. Das muß schon ein ganz großer Künstler sein, der ein Gemälde in solcher Erhabenheit und Einfachheit malen könnte, der dieser Farbensymphonie in der Natur mit ihren feinsten Reizen gerecht würde. Eher möchte ich mir schon zutrauen, eine Schilderung der schmutzigen Chinesenstadt zu geben. Aber auch hier versagt mein Wortschatz.

Nachmittags statten wir dem selbständigen Sultanat von Johore einen Besuch ab. In dreiviertelstündiger Fahrt führt uns die Bahn durch Bananen- und Ananasplantagen, durch lichte Palmenhaine und stellenweise durch dichten Urwald. In Johore besichtigen wir die Moschee und den Palast des Sultans.

Hongkong, 21. April 1908.

Seit 6 Uhr früh sind wir in Hongkong. Der „Prinz Waldemar“, mit dem wir weiterfahren, kommt erst morgen. Am 23. April fahren wir ab. „Prinzregent Luitpold“ liegt auch hier im Hafen. Er nimmt die Post für Europa mit. Dieser Brief geht über Sibirien.

Neu-Guinea entgegen.

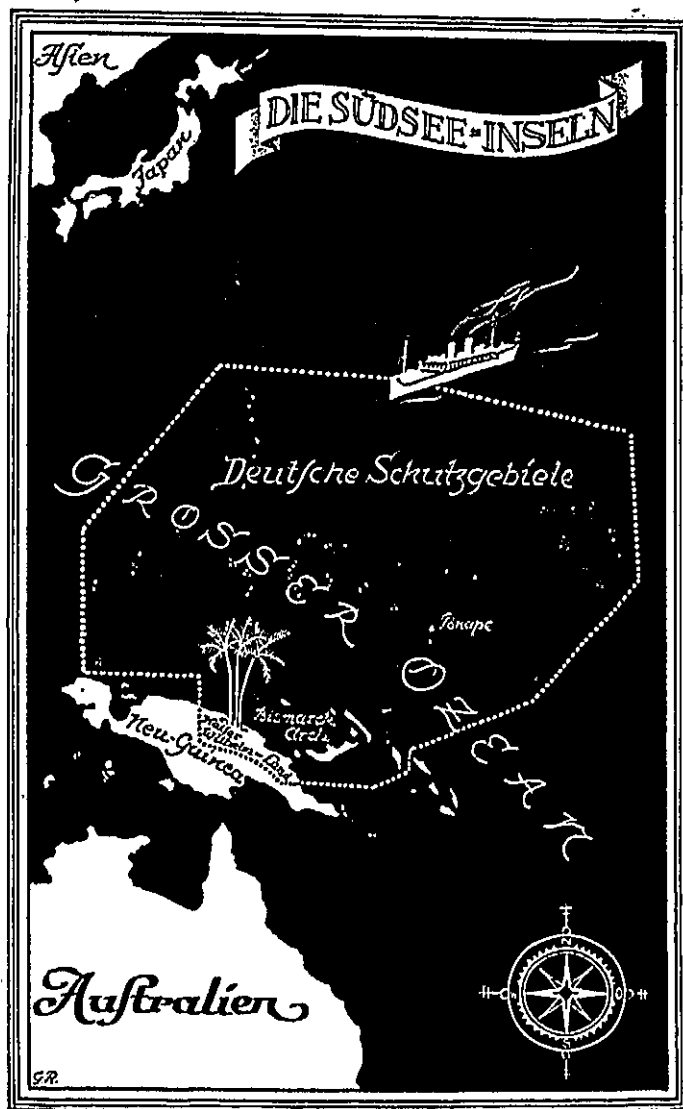
Dampfer „Prinz Waldemar“, 24. April 1908.

Nun sind wir bereits einen Tag mit dem „Prinz Waldemar“ auf See und kommen unserem Ziele immer näher. Allmählich wird's einem aber auch langweilig. Hongkong ist schön, aber teuer. Ein Nachtlogis kostete mich sieben mexikanische Dollar, nach deutschem Gelde 14 Mark. — Im Hafen von Hongkong lagen mehrere englische und amerikanische Kreuzer, sowie einige Torpedoboote.

Der Abschied vom „Eitel“ ist uns allen schwer geworden. Hier auf dem „Waldemar“ sind als Bedienung nur Chinesen. Sie verstehen etwas englisch. Überhaupt, die Welt scheint englisch zu sein. Auch unsere Boys (Jungen) in Herbertshöhe sollen englisch sprechen und nicht deutsch. Morgen legen wir vor Manila an. Die Hitze ist erträglich. Es sind im Schatten 31° C.

„Prinz Waldemar“, 28. April 1908.

Am Sonntag, dem 27. April, früh 7 Uhr, kamen wir vor Manila an und blieben ziemlich weit draußen liegen. Vormittags besichtigten wir die Stadt, die eine ausge-



sprochen spanische Bauart hat. Da gerade Sonntag ist, sind alle Läden geschlossen. Es gibt noch nicht einmal etwas zu trinken. Am Nachmittag gingen wir an Bord zurück. Wie mundete uns da ein Trunk deutschen Bieres! Deutsches Bier auf deutschem Boden unter deutschen Menschen, man fühlte sich wie in der Heimat. Und dabei ist Deutschland so weit. Wir sind gottlob bald am Ziel. Noch gut 7 Tage sind es bis Friedrich-Wilhelmshafen.

Heute gegen 12 Uhr sahen wir den von Sidney (Australien) kommenden Reichs-Post-Dampfer „Sigismund“. Er stoppt. Ein Boot hält auf uns zu. Sofort stoppen auch wir. Das Boot bringt von Herbertshöhe zwölf farbige Polizeisoldaten unter dem Befehl eines farbigen Unteroffiziers. Diese Soldaten waren als Schutzwache an Bord des „Sigismund“, der über 100 Toner zurückbringt, die in Simpsonhafen nicht landen durften. Wir sollen nun die zwölf Mann nach Herbertshöhe zurücknehmen. Wir haben jetzt eine Leibwache an Bord, an deren Spitze wir in Herbertshöhe einziehen werden. Es sind ganz intelligent aussehende kräftige Kerle. Sie tragen Khakianzüge, Schirmmütze mit Kokarde, Leibriemen mit Patronentaschen und Seitengewehr. Statt des „Affen“ haben sie einen Rucksack. Erste und zweite Garnitur fehlen, ebenso Stiefel und Schnürschuhe, da die Leute barfuß laufen. Ausgerüstet sind sie mit dem Karabiner.

Nachdem wir sie an Bord genommen haben, geht die Fahrt weiter, immer zwischen kleinen Inseln hindurch, an deren Strand wir die Hütten der Eingeborenen sehen. Zuweilen sind wir der Insel so nahe, daß wir jede Einzelheit erkennen.

29. April 1908.

Hoher Seegang, 30° C im Schatten.

Jeden Morgen exerzieren unsere Soldaten nach dem Kommando des schwarzen Unteroffiziers, gerade wie bei uns auf dem Kasernenhofe.

2. Mai 1908.

Schon früh war es sehr heiß, 31° C. Gegen Mittag kam Abkühlung durch ein heftiges Gewitter. Es sind nur noch wenige Passagiere an Bord. Wir kommen mit einem Tag Verspätung in Friedrich-Wilhelmshafen an.

5. Mai 1908.

Früh um 7 Uhr kommt Neu-Guinea in Sicht. Um 10 Uhr liegen wir im Hafen. Alle sind wir überrascht von

der herrlichen Lage Friedrich-Wilhelmshafens. Der Ort besteht aus den Verwaltungsgebäuden, mehreren Lagerschuppen der Neu-Guinea-Kompagnie und den Wohnhäusern der Weißen, die alle hinter Palmen versteckt liegen. Es ist hier über alle Maßen schön, und doch soll es in Herbertshöhe noch paradiesischer sein.

Herbertshöhe, den 10. Mai 1908.

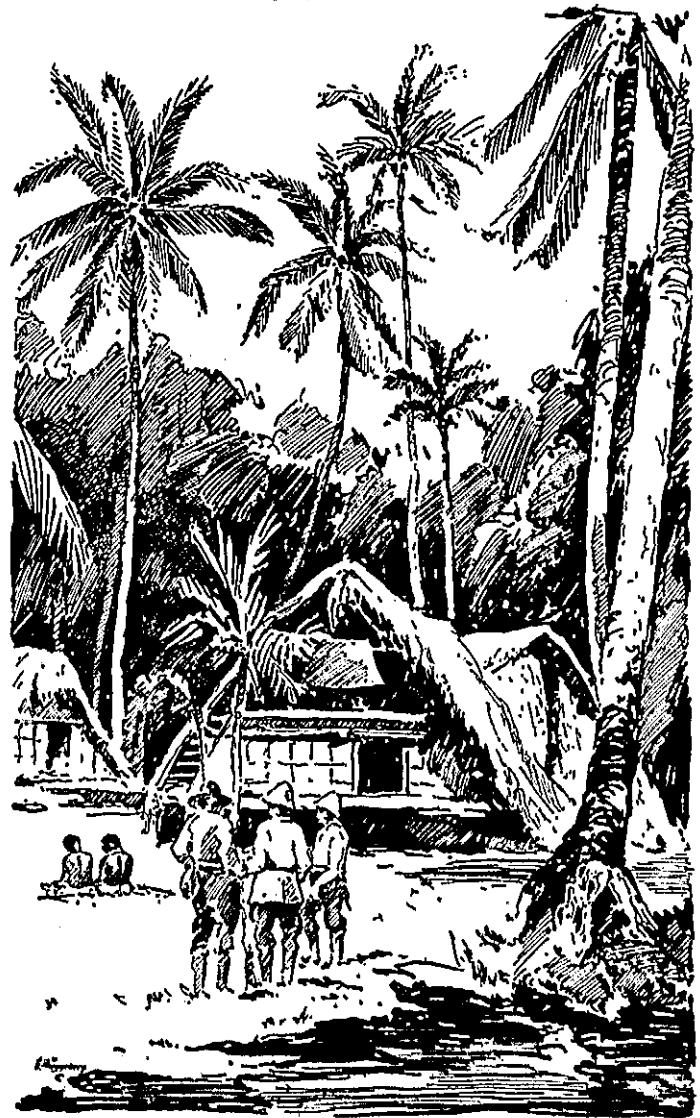
Nun bin ich bereits drei Tage in Herbertshöhe, das für drei Jahre meine Heimat sein soll.

Am 7. Mai, gegen 6 Uhr morgens, kam die Bucht von Herbertshöhe in Sicht. Wir fuhren an einer Vulkan-Insel vorbei. Mächtige Rauchwolken stiegen aus dem Krater zum Himmel. In der Ferne sah man zwei Berge, „Mutter“ und „Tochter“. Es sind eben erloschene Vulkane. Von Zeit zu Zeit lassen sie jedoch noch ihre Stimme hören.

Um 7³⁰ Uhr halten wir vor Herbertshöhe. Dicht am Strande befinden sich hinter Palmen einige Häuser. Nachdem die Post ausgeladen ist, fahren wir nach Simpsonhafen. Dieser Ort liegt am Ende der Blanche-Bucht (auf der Gazellen-Halbinsel). Alle ein- und ausfahrenden Dampfer müssen also an Herbertshöhe vorbei. Wir gleiten an der lieblichen, fast fieberfreien Insel Matupi vorüber und landen endlich um 8 Uhr in Simpsonhafen.

Ich besuche hier den Kollegen M., der Chef der Kaiserlichen Station ist. Er hat ein sehr schönes Wohngebäude, bestehend aus Wohn- und Schlafzimmer und Büro. Beigegeben sind ihm ein Bürogehilfe, einige Polizeimeister und, wenn ich nicht irre, eine Kompagnie Soldaten. Als Stationschef wird ihm ein Dienstpferd gestellt. Diese Stationen sind meistens einsam gelegen. Man muß mindestens drei Jahre hier sein, um solch eine Stelle zu bekommen.

Um 3 Uhr fuhren wir mit einem kleinen Clondampfer nach Herbertshöhe. Unterwegs überraschte uns ein tüchtiges Regenschauer. Ihr müßt nämlich wissen, daß wir jetzt gerade am Ende der Regenzeit sind. Nun kommt die bessere Jahreszeit. Als wir kurz vor 4 Uhr in Herbertshöhe einfuhren, war schon meine Wohnungsfrage telephonisch von Simpsonhafen aus geregelt. Vorläufig muß ich im Hotel auf Kosten des Gouverneurs wohnen, da ich den Kollegen B. ablöse, der am 11. Juni nach Deutschland fährt. Dann erst beziehe ich dessen Dienstwohnung. Ich werde dann auch in der „Messe“ (Kantine) essen, weil die Hotelrechnung für mich zu hoch sein würde. Meine jetzige



Kolonialbeamte im Eingeborenenort

12. Mai 1908.

In den letzten Tagen war es immer sehr heiß, 34—35° C im Schatten. Gegen Abend kühlte es sich ab. Morgens ist es dann wieder so frisch, daß man sich mit einer Wolldecke zudecken muß. Im allgemeinen geht man hier früh zu Bett. Dafür stehen wir aber auch um 6 Uhr auf. Zuerst wird gebadet. Dann gibt es ein gutes Frühstück: Tee, Butterbrot mit Auflage. Um 12 Uhr essen wir zu Mittag und um 7 Uhr Abendbrot, ganz wie bei uns zu Hause.

18. Mai 1908.

Am Freitag ging ein mächtiges Gewitter nieder. Als ich um 4 Uhr zum Büro gehen wollte, stand das Wasser auf den Wegen teilweise so hoch, daß ich mich durch drei Bons hinübertragen lassen mußte.

Am Mittwoch fährt der Gouverneur, Erzellenz Hahl, mit dem Regierungsdampfer „Seestern“ auf 3—4 Wochen nach den Karolinen und Marianen.

Heute nachmittag haben wir bei dem Gouverneur Besuch gemacht. Ihr könnt Euch gar nicht denken, wie einfach und großzügig diese Menschen sind. Es war so gemütllich, daß es uns allen schwer fiel, das gastliche Haus wieder zu verlassen. Frau Gouverneur hat uns die Vorgänge eines glücklichen Familienlebens so reißt vor Augen geführt. Von ihr geht eine herzliche Freundlichkeit aus. Wenn bei Gouverneurs Gesellschaft ist, wird alles eingeladen, was deutsch ist: Assessoren und Sekretäre, Beamte und Farmer, Angestellte und Kaufleute. Hier kennt man keine Klassenunterschiede, hier gibt es nur Deutsche.

Ihr werdet Euch wundern, wenn ich Euch mitteile, daß wir alle ohne Kragen in Gesellschaften erscheinen. Auch gestärkte Wäsche ist überflüssiger Luxus. Wir kommen auch nicht im Gewatterock, sondern nur im einfachen, geschlossenen weißen Anzug.

Am Sonntag wollen wir einmal einige entfernt wohnende Pflanzler besuchen. Wir lassen uns dazu vom Gouverneur einen Wagen geben. Wahrscheinlich sprechen wir dann auch bei dem Südseeforscher Parkinson vor. Er lebt seit einem halben Menschenalter hier und hat das vorzügliche Buch über die hiesige Gegend geschrieben „30 Jahre Südsee“.

Wohnung ist ein sehr großes geräumiges Zimmer mit Veranda nach drei Seiten. Die Veranden sind hier überall sehr groß und breit und bedeuten die eigentlichen Wohnstuben. Das Hotel liegt etwa 60 Meter vom Strande. So habe ich von meiner Wohnung aus eine herrliche Aussicht aufs Meer.

Am 8. Mai gingen wir zur Meldung zum Gouverneur. Hier wurden wir von dem Bezirksrichter vereidigt. Ich bin zum Bezirksgericht gekommen. Das Bezirksgericht ist im Gouvernementsgebäude. Ein Zimmer hat der Bezirksrichter, das andere ist mein Büro. Es ist eins der besten Zimmer im ganzen Gebäude. An zwei Seiten ist eine große Veranda mit dem Blick aufs Meer. Es sind alle Bürosachen vorhanden, die es auch auf dem Gericht in Deutschland gibt. Auch eine Gerichtskasse ist eingerichtet, nur kein Gefängnis. Ich bin hier alles in einer Person: Aktuar, Registrator, Kassierer und Grundbuchverwalter. Die Grundbuchsachen nehmen die meiste Zeit in Anspruch, da die Akten erst angelegt werden müssen. Doch habe ich, solange der Kollege B. noch hier ist, Gelegenheit, mich gründlich einzuarbeiten.

Dorgestern hatte ich mir einen „Bon“ gemietet. Er hieß To Kakabu. Ich habe ihn aber am anderen Tage wieder fortgeschickt, er war zu dumm. Gestern stellte sich der Nachfolger vor, der schon Bon gewesen war, er hieß To Kau. Sein Monatsgehalt beträgt 5 Mark. Den Lohn bekommt er aber erst am Schluß der Dienstzeit ausgezahlt. Außerdem erhält er täglich 1½—2 Pfund Reis, jeden Sonnabend eine kleine Büchse Fleisch und eine Stange Tabak zu 10 Pfennig. Von Zeit zu Zeit muß ich seinen Lendenschurz erneuern, der aus einem roten Tuch besteht. Dieser Anzug kostet 80 Pf. Der Bon schläft auf einer Decke vor meiner Tür. Durch die Bedienung wird man sehr verwöhnt. Die Verständigung ist durch das sogenannte Pidgin-Englisch möglich, einem Kauderwelsch aus englisch, chinesisch und malaisch.

In nächster Zeit werde ich mir ein Pferd anschaffen. Der Anschaffungspreis beträgt für ein großes australisches Pferd 700 Mark. Da wir hier gute Weideplätze haben, sind die Futterkosten sehr gering. Hinzu kommt noch ein Pferdebon, der etwa 14 Mark monatlich erhält. Wenn die Löhne für die Bons auch verhältnismäßig niedrig sind, so muß ich für andere Sachen um so mehr bezahlen. Eine Flasche Bier kostet 1,50 Mark.



Ich bewohne ein ganzes Haus allein ...

Sonnabend, 23. Mai 1908.

Ich bin nochmals umgezogen. Jetzt bewohne ich ein ganzes Haus allein: 2 Zimmer, Vorrats- und Badezimmer, dazu ein Wasch- und Bonnhaus. Eine Veranda geht rings um meine „Villa“ herum. Da das Haus ziemlich abseits liegt, ist die Einsamkeit mein häufiger Gast. Der Umzug wurde schnell bewerkstelligt. Ich ließ mir einige farbige Soldaten geben, die meine Sachen in die neue Wohnung brachten.

Sonntag, 24. Mai 1908.

Heute morgen entdeckte ich, als ich noch im Bett lag, eine Ratte im Zimmer. (Es gibt hier ziemlich viel Ratten, deshalb sind in jedem Hause mehrere Katzen.) Sofort machte ich mit zwei meiner Boys Jagd. Hinter meinem Schranke hatte sie bereits ein Nest gebaut. Es war aber noch leer. Der eine der Jungen war mit Pfeil und Bogen bewaffnet und schoss mit großer Geschicklichkeit die Ratte im Laufen, so daß sie auf dem Boden festgespießt war. Nach einigem Suchen wurde auf dieselbe Weise noch eine andere Ratte erlegt. Nach dieser aufregenden Jagd packte ich mich wieder ins Bett.

Im Sonntagsdienst wechseln wir uns ab. Er beginnt um 6 Uhr früh. Während der Dienstzeit ist man Orts- und Hafenskommandant in einer Person. Wollen wir es mit den Verhältnissen in Deutschland vergleichen, so bin ich hier Offizier vom Ortsdienst. Ist irgend etwas los, so schießt der wachhabende schwarze Polizeimeister einen Zettel. Wenn ein Schiff einläuft, so habe ich mit dem Polizeiboot, das von sechs Soldaten gerudert wird, an Bord des Schiffes zu gehen, die Schiffspapiere zu prüfen und mich davon zu überzeugen, daß keine ansteckenden Krankheiten unter der Schiffsbesatzung sind. Man muß hier draußen alles können. Was man noch nicht kann, lernt man eben.

26. Mai 1908.

Heute war ich an Bord eines australischen Segelschiffes, das hier im Hafen lag. Ein Zahlungsbefehl war zuzustellen. Gewöhnlich macht das der Polizeimeister. Ich ließ mir einen Unteroffizier und sechs Mann holen, die mich im Polizeiboot an das Schiff ruderten. Die Schiffe liegen etwa 10 Minuten vom Land.

Am Mittwoch und Himmelfahrt bin ich mit dem Stationschef in seinem Bezirk herumgefahren. Der Kollege

lebt dort wie ein Fürst. Er hat hier eine bessere Stelle wie zu Hause ein Landrat. Ihm unterstehen die Gerichtsbarkeit über die Farbigen und die Prozeßsachen bis 300 Mark. Als wir an der Kaserne vorbeikamen, trat die Wache unter Gewehr und präsentierte. Der Gouverneur kommt im Jahr nur einige Male zur Station. Am 10. Juni erwarten wir Erzellenz Hahl von den Karolinen zurück.

Ich weiß nicht, ob ich Euch von dem wunderbaren Botanischen Garten in Simpsonhafen schon berichtet habe. Er hält mit dem von Penang den Vergleich aus. Im äußersten Winkel der Blanche-Bucht am Fuße der steil ansteigenden „Töchter“ liegt er.

Auf Eure Anfrage über unsere telegraphischen Verbindungen muß ich Euch sagen, daß wir gar keine besitzen. Die Telegramme kommen von Manila oder Sidney immer mit dem Dampfer.

Eure Sorge um mich ist verständlich. Wenn ich auch unter Wilden wohne, so muß ich doch mit dem Dichter sagen: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen.“ Ein Gewehr ist absolut unnötig. Die Leute, die das Gegenteil behaupten, kennen die Kolonien nicht, sie wissen vielleischt kaum, wo sie liegen. Im Innern kommen zeitweilig noch Unruhen vor, die aber meist, wie alles, was sich auf Neu-Guinea bezieht, von der Presse aufgebauscht werden. Wenn man es genau nimmt, leben die verschiedenen Stämme der Eingeborenen untereinander dauernd im Kriegszustand. Der geringfügigste Anlaß genügt, um wieder einmal loszuschlagen. Aber diese „Kriege“ sind harmlos und wenig blutig, einige Tote höchstens auf jeder Seite. Die Hauptsache ist immer, daß man beim „Friedensschluß“ einen Grund zum Feiern hat. Die Eingeborenen sind darin wie die Kinder, sie feiern gern. Man sagt übrigens, die Eingeborenen brauchen diese ewigen Reibereien, um in diesem erschlaffenden Klima widerstandsfähig und damit lebensfähig zu bleiben. Wenn man in unseren Kolonien den „Wilden“ das „Kriegsführen“ nehmen wollte, müßte man ihnen in irgendeiner anderen Form geistig anregende Betätigung geben. Die Arbeit wäre eine solche! Diese Leute aber, denen die Umwelt ein paradiesisches Dasein schenkte, zur Arbeit zu erziehen, ist ein schwieriges Unterfangen. Es geht ihnen einfach gegen die Natur. Daß die Arbeit, z. B. Brücken- oder Wegebau, Kultivierung von Ödflächen, eine Einrichtung zum Nutzen des Landes ist, würden sie

schließlich noch einsehen, daß sie aber ihrer eigenen Gesundheit dienlich sein soll, wird von ihnen niemals begriffen.

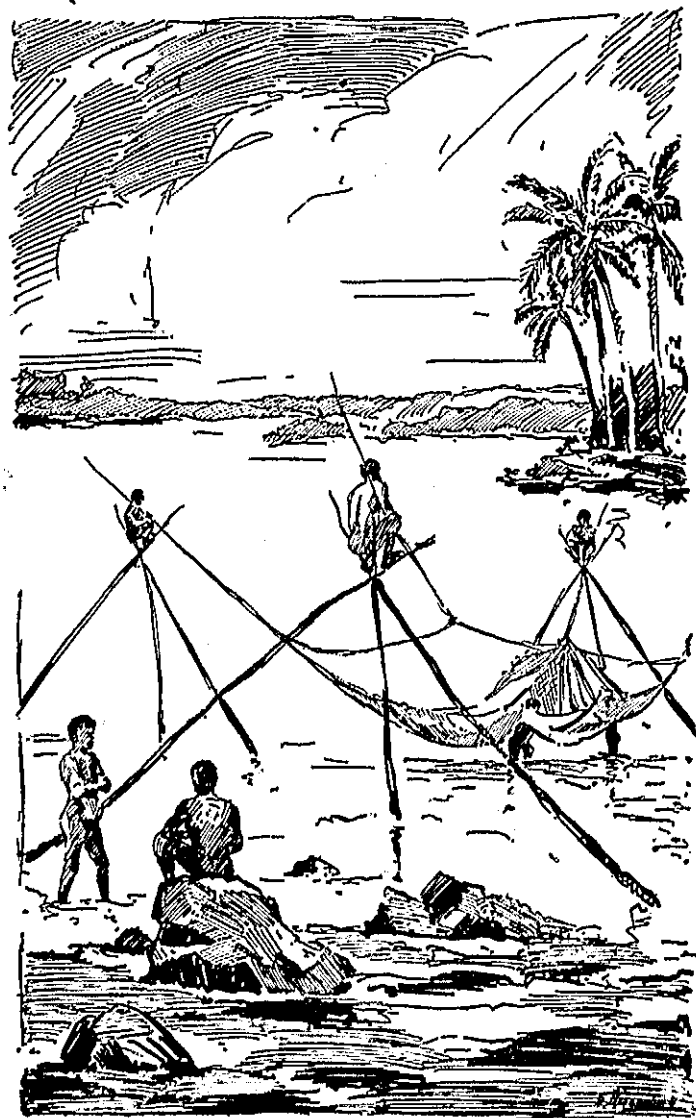
Die hier wohnenden Eingeborenenstämme sind untereinander sehr verschieden, friedlich gegen die Weißen sind sie aber alle. Die Nachkommen der Ureinwohner stehen kulturell auf äußerst primitiver Stufe. Das kann man sehr gut beim Hausbau feststellen. Davon erzähle ich Euch aber später. Die von den Inseln eingewanderten Eingeborenen sind viel intelligenter. In ihren zu Krieg, Jagd und Fischfang angefertigten Waffen und Geräten zeigen sie viel Geschick, oft sogar künstlerischen Geschmack.

Die ungeschriebenen moralischen Gesetze sind sehr streng. Ehebruch der Frau wurde, ehe die Weißen ins Land kamen, immer mit dem Tode bestraft. Man sollte sich gar nicht um die Gesetze der Eingeborenen kümmern. Ihre Anschauungen von Sitte und Moral sind von unseren europäischen so grundverschieden, daß wir mit unseren „fortschrittlichen Verbesserungen“ nur unendlichen Schaden anrichten. Die meisten Ehen sind übrigens gut, manche sogar mustergültig. Die Frau opfert sich förmlich auf in ihrer Fürsorge für Mann und Kinder, Hütte und Feld. Der Mann erkennt das an, indem er alles mit seiner Frau bespricht und nichts tun würde, was gegen ihren Willen ist.

18. Juni 1908.

Am 13. Juni bin ich in meine richtige Wohnung gezogen. Mit meinen vier Kollegen wohne ich in einem großen zweistöckigen Hause. Um das Haus herum geht eine vier Meter breite Veranda. Oben ist außer unseren drei Zimmern, die gleichzeitig Wohn- und Schlafzimmer sind, noch ein großer saalartiger Raum, der als Esszimmer eingerichtet ist. Im Zimmer hält man sich eigentlich nur zum Schlafen auf, sonst verbringt man seine Zeit auf der Veranda, wo es am kühlsten ist, und jeder ein paar Liegestühle und geflochtene Tische hat. Nebenan ist noch ein Haus für Küche und Schlafraum für die Boys.

Ein guter chinesischer Koch sorgt für unsere Mahlzeiten, die der Schiffsverpflegung ähnlich sind. Der Chinese bekommt 100 Mark monatlich, dazu Wohnung und Verpflegung. Außer dem Koch haben wir noch fünf Boys, also genug Bedienung. Einer von uns hat die Lebensmittel einzukaufen und dem Koch die nötigen Anweisungen zu geben. Das meiste, wie Fleisch, Wurst, Butter und Milch, erhalten wir nur in Büchsen (in Tins). Wenn im Hotel ge-



Man fängt die Schildkröten im Wasser mit dem Netz ...

schlachtet wird oder ein Dampfer hier gewesen ist, gibt es zur Abwechslung einmal frisches Fleisch.

Ich habe jetzt die Leitung der Geflügelzucht übernommen. Das macht mir viel Spaß. Wir haben ungefähr zwanzig Enten und zehn Hühner. Die Zucht soll aber vergrößert werden, denn das Futter kostet nicht viel. Außerdem haben wir einen großen Grasgarten. Bislang hat sich niemand darum gekümmert. Jetzt habe ich noch zehn Hühner und einen Hahn gekauft. Auch eine Glucke mit zwölf Eiern soll gesetzt werden. Auf frische Eier und Geflügel freuen wir uns alle.

Kreuz und quer durch das Kaiser-Wilhelms-Land.

25. Juni 1908.

Am Sonntag kam der Gouverneur mit dem „See- stern“ von den Karolinen zurück. Er traf 14 Tage später ein, als er fahrplanmäßig erwartet wurde. Wir glaubten schon, dem Schiff sei etwas zugestoßen. Die Reise hatte sich aber nur durch verschiedene Amtstätigkeiten im deutschen Inselgebiet verzögert. Der Gouverneur hatte seine Frau und seine dreijährige Tochter auf die Reise mitgenommen. Wir begrüßten ihn an Bord, worauf wir von ihm zu einem Willkommenstrunk eingeladen wurden.

8. Juli 1908.

Heute war große Aufregung unter den Eingeborenen. Die Männer kehrten von einer erfolgreichen Schildkrötenjagd zurück. Das war wieder einmal ein Anlaß zum Feiern, d. h. zum Schmausen und Tanzen. Ein Teil der erbeuteten Tiere diente gleich als Festbraten. Die übrigen lebendigen wurden gefesselt in abgegrenztes, seichtes Wasser gelegt und für schlechtere Zeiten aufgehoben. Man fängt die Schildkröten im Wasser mit dem Netz oder am Lande, wenn man sie beim Eierlegen überrascht, mit dem Speer. Das Tier gräbt mit den Vorderfüßen ein 40—50 Zentimeter tiefes und bis 20 Zentimeter breites Loch in der Nähe des Meeres. In dieses Loch legt die Schildkröte 100 und mehr Eier, die sie mit Sand zudeckt. In acht bis zehn Tagen hat die Sonne die Jungen ausgebrütet. Sie krabbeln selbstständig aus dem Sand hervor und möglichst schnell ins Wasser. Das ist ihr Lebensselement!

Am Sonntag waren wir beim Direktor der Bismarck-Archipel-Gesellschaft eingeladen. Die ganze Kolonie war

dort. Zur Feier hatten sich auch die besten Tänzer der Eingeborenen eingefunden. Ein Schwein als Festbraten, das ihnen vom Direktor geschenkt war, erhöhte ihre Feststimmung. Bald waren sie beim Tanzen. Ein Tanz löste den andern ab. Hier tanzten nur die Männer, die Frauen sahen zu. Sie tanzten zu einem lauten und mißtönigen Gesang in Dreier- oder Viererreihen. Mit Blumen oder bunten Federn sind sie geschmückt, und der Körper ist mit Muscheln, geschnittenen Holzfigürchen und Blättern behängt. Das Tanzen selbst erschöpft sich in Bewegungen und dem Abschreiten bestimmter Figuren. Uns kommt das auf die Dauer schrecklich langweilig vor. In Wirklichkeit aber sind diese Tänze äußerst kunstvoll und schwierig und symbolisieren ganze Lebensvorgänge.

21. Juli 1908.

Seit etwa 14 Tagen ist S. M. S. „Planet“ hier. Es ist in der Südsee als Vermessungsschiff stationiert. Am Sonntag gab die Schiffskapelle im Hotel ein Konzert. Das war einmal eine schöne Abwechslung. Leider ist der „Planet“ gestern wieder zur Vermessung ausgelaufen.

Nun sehe ich mit meinem Federvieh wieder allein! Wir haben jetzt 50 Hühner, 20 Enten, 3 Puter und einige Küken.

Wie ich erfahre, soll der Entwurf wegen der Dampfersubvention im Herbst dem Reichstag nochmals vorgelegt werden. Sollte er dann wieder nicht ganz bewilligt werden, so will der Lond die bisherige Linie eingehen lassen und die alte Linie Singapore—Neu-Guinea und zurück wieder einrichten. Dann hätten wir erstens keine Verbindung mit Australien und Japan und zweitens nur alle acht Wochen Postverbindung. Hoffentlich wird aber der Entwurf im Herbst unwiderruflich angenommen. Wir können hier den Standpunkt, auf den sich der Reichstag stellt, nicht verstehen. Nach unserer Meinung kann die Vertretung des deutschen Volkes nicht genug die deutschen Kolonien unterstützen, denn nur durch restlosen, großzügigsten Einsatz unserer ganzen nationalen Kraft erobern wir die ungeheuren Rohstoffquellen der Tropen zum Nutzen der heimischen Industrie. Wieviel deutsche Menschen hätten ferner hier noch Raum, Menschen, die jetzt durch die Raumnot im Vaterlande gezwungen sind, ihr Leben in dunklen, feuchten Kellerwohnungen oder Hinterhäusern der Großstädte zuzubringen. Je mehr das Wissen über die

schöneren Daseinsmöglichkeiten sich verbreitet, um so mehr Menschen werden von der Sehnsucht in die Weite ergriffen. Hoffentlich können diese Menschen dann noch in deutsche Kolonien hinaus. Hoffentlich hat die oft so kurzfristig und kleinlich denkende deutsche Politik die Kolonien dann nicht schon verspielt.

31. Juli 1908.

An die Hitze habe ich mich bereits gewöhnt. Die Temperatur ist während des ganzen Jahres ziemlich gleichmäßig. Abends ist es angenehm kühl. Nachts muß man eine Wolldecke haben. Federbetten sind nicht vorhanden, Wolldecken sind gesunder. Die Fenster bleiben Tag und Nacht offen. Da unser Haus 20 Meter vom Strande liegt, haben wir die kühle Seebriese immer aus erster Hand.

Ich habe mir letzten Sonntag in Simpsonhafen einen kleinen Dackel bestellt. Er ist 14 Tage alt und wird hier in etwa drei Wochen seinen Einzug halten.

Früchte gibt es hier genug. Ananas, Bananen und eine Art Zitronen sind so billig, daß sie nie auf unserem Tische fehlen. So frisch bekommt Ihr sie in Deutschland nicht.

Seit zwei Tagen ist die „Peiho“ hier. Es ist ein Schiff der Hamburg-Amerika-Linie und befindet sich auf Studienreise in der Südsee, um für das Museum in Hamburg Speere, Pfeile, Tanzgeräte, Schmuck und Werkzeuge der Eingeborenen in unserer Südseekolonie zu sammeln.

14. August 1908.

Neulich habe ich mit Herrn Sch. eine längere Wanderung in den „Busch“ gemacht. Der dicke Busch ist der Urwald. Urwald sagt hier niemand, es klingt zu europäisch.

Also der Busch —! Es wird mir schwer, die treffendsten Worte zu finden. Der Busch ist höchster lebendiger Wirrwarr und tiefste, stillste Einfachheit, bunteste Farbenpracht und ödestes Einerlei, schnellste Behendigkeit und grausamste Erstarrung alles Lebendigen, köstlichster Duft und erbrechenregender Gestank, süßestes Liebespiel und qualvolles Todesgewimmer. Der Busch hütet die kühlen, schäumenden grünen Wasser des Bergstromes und wirft in genau bemessenen Zeiten die heißen Wasser seiner Gensire aus.

Auf schmalen Reitwegen werden wir langsam hineingeführt in dieses Naturwunder der Südsee, in den Busch. Zunächst säumen hohe Kokospalmen in regelmäßigen Ab-

ständen den Pfad. Der weiße Siedler hat sie geseht. Nun wiegen sie ihre hüßelartigen Sächerkronen im Seewind. Über unserem Wege wispert das zitternde Laub der Eukalyptusbäume. An der Seite sehen wir plötzlich eine grüne Wand, die das Innere des Busches vollständig vor unseren spähenden Augen verbirgt, Lianen, Scharoherpflanzen, die ihre windenden Stengel um Bäume, Zweige und Blüten schlingen, ihnen den letzten belebenden Lichtstrahl wegfangen und den letzten Tropfen Saft ausaugen. Und da — keine 10 Meter davon blüht diese grüne Gardine, ein Märchen von tausend und abertausend roten und rosa Blüten. Dabei übersieht man das unbarmherzige, langsame Abwürgen der Pandanusbäume hinter diesem Blütenübersäten Vorhang. Die Hochzeit der Lianen überjauchzt es. Gottlob, an der anderen Seite steht noch ein schöner, von den mordenden Gewinden freier Baumbestand.

Der Pandanus ist eine andere Art der Kokospalme in der Südsee, kleiner, struppiger als die afrikanischen Schwestern. Auch aus ihren Fruchtschalen machen sich die Eingeborenen Trinkgefäße. Sie verzieren sie oft mit kunstvollen Schnitzereien.

Wir biegen in einen Seitenpfad ein. Ihr wißt, „Richtwege“ waren schon von jeher eine Schwäche von mir. Mit dem Blick auf himmelhoch strebende Baumsäulen stolpern wir über Wurzeln, die in bizarren Formen über den Boden kriechen, sich bis zu 2 Meter Höhe aufsäumen, um am Ende als verfaulte Stümpfe in die Luft zu starren und in der Dunkelheit phosphorizierend zu leuchten. Bei den Eingeborenen halten diese Gebilde den Gespensterglauben wach. Zwischen den Eukalyptusstämmen jeder Größe und Mächtigkeit zieht sich ein Netz von Schlinggewächsen über den Boden hin, uns immer neue Fallen stellend. Im Moder des Busches wächst eine neue Pflanzengeneration heran: Gras und Farn, Palmensämlinge und Eukalyptusstöcklinge. Nach einer Stunde des Windens und Ausbiegens, des Stolperns, Kletterns und Springens stehen wir schweißgebadet vor einer offenen Graslandschaft. Bis hinten, wo die blauen Berge von Baining im rötlichen Dunst verschwimmen, sehen wir nichts als Gras, hüßliches Gras. Am Rande der Steppe wiegen sich Palmen. Dahinter leuchtet blau das Meer. Drüben grüßen „Mutter“ und „Töchter“, die erloschenen Vulkane. — Wir sind wie ausgekocht! Es war eine aufregende Jagd! Ihr denkt, euch jagte doch niemand! O doch, es jagten uns Scharen von Papageien,

weiße, rote, blaue, grüne, bunte, mit ihrem durchdringenden Geschrei, es heßte uns die fieberbrütende, süßliche, feucht-heiße Moderluft durch den in seinen bizarren Formen oft unheimlichen düsteren Busch, es verfolgten uns ganze Schwärme blutdürstiger Moskitos, es folterte uns die heimliche Angst, in diesem grünen, undurchdringlichen Wirrwarr uns zu verirren und von der schnell hereinbrechenden Tropennacht mit ihren unbekanntem Bedrohungen überrascht zu werden. Wir taten so, als ob wir selbstbewußte Herren seien und hatten doch Furcht wie Hänsel und Gretel im Hergenwald.

31. August 1908.

Am Sonntag waren Herr Sch. und ich mit einem Wagen nach Guradui zum Besuch von Parkinson. Der Weg dorthin war schön, oft allerdings sehr steil, wie hier überhaupt die Natur des Landes im Wechsel von Felsen und Schluchten, von Urwald und Steppe sehr reich ist. Der Weg nach Guradui geht teilweise am Strande entlang, was ihn noch besonders angenehm macht.

Nach einer kleinen Stunde waren wir da und verlebten einen recht interessanten Tag. Der Hausherr ist nämlich als erster Plantagenpflanzer der Kokospalme im Inselgebiet bahnbrechend gewesen. Daß sein Name als Ethnograph bekannt ist, schrieb ich schon einmal.

Seit bald acht Tagen ist mein kleiner Dackel da. Er hat sich schon ganz gut eingewöhnt. Ein Pferd werde ich voraussichtlich noch im Dezember bekommen. Zu dieser Zeit ist eine Kautschuk-Expedition, die Dr. Sch. durch Neu-Guinea führt, beendet. Für die Expedition sind 1. St. in Sidney fünf Vollblutpferde gekauft, à 1000 Mark. Diese sollen nach Auflösung der Studienfahrt von dem Gouverneur wieder verkauft werden. Ich habe dem Gouverneur gesagt, daß ich gern ein Tier davon kaufen würde. Für 600 Mark kann ich es bekommen.

Zurück werde ich über Japan, Honolulu, St. Francisco und New-York fahren. Aber das liegt ja noch in weiter Ferne. Im übrigen fliegt hier die Zeit schnell hin. Ehe man sich's versieht, ist wieder der Dampfer da, und wieder ist ein Monat vorüber.

Wahrscheinlich habt Ihr in den Zeitungen auch von den Unruhen auf Ponape (Ost-Karolinen) gelesen. Habt deshalb nicht wieder Sorge um meine Sicherheit. Ponape liegt von hier ungefähr sechs Tagereisen entfernt, d. h. bald so weit wie Hamburg von Amerika.

Mittwoch, den 23. September 1908.

Ich habe Euch seiner Zeit von den Fischen in Neapel geschrieben. Hier auf der Gazellen-Halbinsel ist das Fischen mit Netzen wenig gebräuchlich. Meistens wird hier mit Reusen gefischt. Man handhabt diese Reusen ganz verschieden, je nach der Art des Fisches, den man fangen will. Entweder läßt man sie auf den Meeresboden hinab, oder sie schwimmen an der Oberfläche des Wassers. In der Herstellung dieser aus gespaltenem Rohr angefertigten Reusen sind die Eingeborenen sehr geschickt. Damit sie ihre versenkten Reusen wiederfinden und auseinanderhalten, wird auf der oben schwimmenden Boje ein aufrechtstehender Reiserbesen oder ein Bäumchen angebunden. Ich würde an die Art erinnern, wie man an der Nordseeküste in der Nähe des Landes die Fahrtrinne bezeichnet, mit Strohweiden an Stangen oder mit Birkenbäumchen. Der Sinn ist derselbe. Eine andere Art des Fischfanges kam mir zuerst wie Spielerei vor. Bei Ebbe wird mit Kokosblättern ein Teil im flachen Wasser abgegrenzt. Einige weite Öffnungen bleiben zuerst frei und werden später geschlossen. In diesem „Garten“ hinterläßt die Flut eine Menge Fische, die nach Abfließen des Wassers leicht zu fangen sind. Am Erfolge habe ich gesehen, daß diese Art des Fischens einfach und gut ist.

28. September 1908.

Ihr fragtet im letzten Briefe an, was eine Kalum-Pflanzung ist. „Kalum“ ist die Eingeborenen-Ortsbezeichnung für den Sitz eines Pflanzungsunternehmens. Wir wohnen auch in Kalum, während das Gouvernementsgebäude in Herbertshöhe liegt. Die Eingeborenen-Bezeichnung für Herbertshöhe ist Kokopo. Den größten Teil aller Pflanzungen bilden Kokospalmen. Der ausgeschälte Kern der Kokosnuß kommt als Kopra in den Handel. Öl wird daraus gepreßt, das zur Margarine- und Seifenbereitung dient. Kautschuk, Kaffee und Tabak sind andere Kulturpflanzen, die aber meist nur auf dem Festlande von Neu-Guinea angebaut werden. An sonstigen Ausfuhrartikeln liefert die Kolonie Schildpatt, Perlmutter und Paradiesreifer. Dieser von der Mode als Hutzier sehr begehrte Vogelschmuck wird bald zum Aussterben der Paradiesvögel führen. Dabei sind diese Tiere wirklich „paradiesisch“ schön. Von den Eingeborenen werden sie sogar „Göttervögel“ genannt. Ihr kennt doch die in allen Farben leuch-

tenden Kolibris aus den Urwäldern Süd-Amerikas. So leuchtend müßt Ihr Euch das Gefieder der „Göttervögel“ vorstellen. Diese Tiere sind jedoch so groß wie Drosseln. Die schönsten Arten tragen auf dem Rücken lange, hauchfeine hell- oder dunkelgelbe, rote oder hellblaue Federn, die die Vögel in der Erregung der Balz halbkreisförmig aufrichten, wie bei uns der Pfau. Die Federn stehen dann zitternd über dem Tierkopf wie ein wallender Schleier. Das sieht unsagbar schön aus. Solange nur die Eingeborenen Jagd auf die Tiere machten, bestand für die Erhaltung der Arten keine Gefahr. Sie fingen die Vögel in Sämlingen oder schossen sie mit abgestumpften Pfeilen, so daß sie nur bestimmungslos wurden. Die Eier der „kultivierten“ Weihen dagegen kannte solche Schutzmaßnahmen nicht. Diese schossen mit dem Gewehr, was sie erreichen konnten. So ist es kein Wunder, wenn heute schon strenge Schutzgesetze erlassen werden müssen, um überhaupt die Arten, die auf der ganzen Welt nicht wieder vorkommen, zu erhalten.

Das Festland von Neu-Guinea soll in allen Handelsartikeln wie auch an Erdschätzen viel reicher sein als die Inseln.

10. Oktober 1908.

Heute, am Sonnabendnachmittag, sitze ich allein zu Haus. Herr Sch. ist fortgeritten. Ich denke, daß ich mir in zwei bis drei Monaten dasselbe Vergnügen leisten kann. Allein bin ich aber nicht. Mein Dackel ist bei mir. Neulich war ich sehr böse mit ihm. Da hat er eine Matte entzwei-gerissen! Außer meinem Hunde leisten mir noch drei Katzen und zwei Papageien Gesellschaft. Der grüne gehört Herrn Sch., der andere Herrn B. Bald hätte ich meinen Bären vergessen. Er ist schon ganz zahm und frißt mir aus der Hand.

Seit einigen Tagen ist der Bezirksrichter auf Dienstreisen. Während dieser Zeit bin ich vertretungsweise Richter und Sekretär in einer Person.

Morgen früh um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr will ich mit einem Bekannten eine Fußtour nach Toma unternehmen, etwa 15 km von hier.

14. Oktober 1908.

Der Ausflug nach Toma war eine nette Abwechslung. In den ersten beiden Stunden am Morgen war es angenehm kühl, da in der Nacht starker Tau gefallen war. Zwei Jungen trugen im Rucksack ein paar Anzüge und



Ein Hausneubau ist hier eine einfache Angelegenheit

ein Gewehr. Geschossen haben wir unterwegs einige Tauben und einen „Fliegenden Hund“, das ist eine Fledermausart.

Da Toma 400 Meter höher liegt als Herbertshöhe, so hat man eine schöne Aussicht. Auch ist es dort wesentlich kühler. Infolgedessen gibt es keine Moskitos. Habe ich erst mein Pferd, werde ich häufiger hier heraufreiten, zu Fuß ist es doch zu anstrengend.

28. Oktober 1908.

Mit dem letzten Dampfer kam ein neuer Sekretär in die Stelle von Herrn Sch. Mit ihm durchstreife ich jetzt viel die Gegend. Gestern kamen wir in ein Eingeborenen-dorf. Bei einem Hausneubau sahen wir eine Weile zu. Das ist hier eine einfache Angelegenheit. Auf einem niedrigen Gerüst von in die Erde gerammten Pfählen liegt ein spitzbogenförmig gewölbtes Gitter von gespaltenen Bambusrohrstäben. Dieses Gitter wird mit Gras und Laub bedeckt. Die einzelnen Pfähle müssen dann noch mit Knüppeln verflochten werden, ungefähr wie bei uns die Uferbefestigungen. Für hiesige Verhältnisse ist das reichlich viel Arbeit. Deshalb wählt man gern hoch gelegene Plätze für den Hausbau. Da kann man sich die Mühe des Pfähleinrammens ersparen. Man legt die Bambusgitter unmittelbar auf den Boden. Solche Hütten sind so niedrig, daß man kaum aufrecht darin stehen kann. Die innere Ausstattung ist unvorstellbar primitiv und schmutzig. Menschen, Hunde und Schweine — alles haust friedlich beieinander.

Ein neues Jahr deutscher Kolonialarbeit.

4. Dezember 1908.

Unsere Häuser sind hier alle mit Wellblech gedeckt. Schatten geben die Palmen leider nicht. Trotzdem hört es sich sehr schön an: „Im Schatten der Palmen“.

Die „Peiho“ ist immer noch im Schußgebiet. Sie ist monatelang auf Fahrt in der Südsee. S. M. S. „Jaguar“ lag vor einigen Wochen hier auch im Hafen. Er ist von Ost-Asien der Unruhen wegen nach Ponape geschickt und legte hier an, um sich Post zu holen. An einem Nachmittage konzertierte die Kapelle auf dem Tennisplatz. Zur Ankunft des Dampfers am 24. Dezember soll das Konzert wiederholt werden. Es treffen sich dann hier:

„Condor“, „Planet“, „Peiho“ und der „Seestern“, der augenblicklich in Sidney im Dock liegt. Außerdem soll noch ein Motorschoner kommen, der für Ponape bestimmt ist. Das Schiff ist im Oktober von England abgefahren. Dort ist es als Nacht für einen englischen Millionär gebaut. Das frühere Segelschiff „Ponape“ ist im vorigen Jahr gestrandet. Wenn alle diese Schiffe Weihnachten hier auf der Reede liegen, wird es sehr lebhaft werden. So viele Schiffe sollen noch nie auf einmal hier gewesen sein. Am 24. abends wird im Hotel eine Weihnachtsfeier veranstaltet. Die ganze Kolonie wird daran teilnehmen.

12. Januar 1909.

Am Weihnachtsabend hatten wir im Eßzimmer einen Baum aufgestellt, denn Tannenbäume gibt es hier nicht. Es wurden einige Lichter daran befestigt und etwas Watte darauf gelegt. Als dann die Kerzen brannten, konnte man sich mit etwas Einbildung einen Tannenbaum vorstellen. Darauf beschenken wir unsere Jungens.

Nach unserer „Familienfeier“ gingen wir zur offiziellen Weihnachtsfeier ins Hotel. Die ganze Kolonie war bereits beisammen. Der Gouverneur hielt eine kleine Festrede. Unsere Gedanken weilten bei Euch. Am ersten Weihnachtstage, nachmittags gegen 3 Uhr, muß dann wohl der Baum bei Euch angesteckt sein.

20. Januar 1909.

In Simpsonhafen wird tüchtig gebaut. Bewilligt der Reichstag die Mittel, so werden die Arbeiten derart beschleunigt, daß vielleicht schon Ende des Jahres das Gouvernement nach dort verlegt wird. Bezirksamt und Bezirksgericht bleiben vorläufig noch hier. —

Mein Baumbär ist mir vor einiger Zeit ausgerückt, trotz eifriger Nachsuche bleibt er verschwunden. Man soll doch den Pelz des Bären nicht verschenken, ehe man ihn abgezogen hat.

Reis wird hier nicht angebaut, da kein günstiges Gelände vorhanden ist. Reis muß einige Zeit unter Wasser gesetzt werden, nachdem er aufgegangen ist. Das geht hier nicht. Die Hauptnahrung besteht hier aus Caro, einer Knollenfrucht. Die Anlage der Felder kann nur in Gemeinschaftsarbeit durchgeführt werden. Der Urwald wird urbar gemacht, d. h. die Bäume werden gefällt. Trotz der primitiven Werkzeuge wird diese Arbeit verhältnismäßig

schnell geschafft. Die abgehauenen Äste und Zweige werden getrocknet, auf Haufen geschichtet und verbrannt. Die Caroseklinge werden wie bei uns der Kohl gepflanzt. Am Schwierigsten ist das Unkrautjäten auf dem neuen Felde. Dieses ist die Aufgabe der Frauen. Nach sechs bis sieben Monaten sind die Caroknollen reif und werden geerntet wie in Deutschland die Runkeln. Auf die abgeernteten Felder kommen Bananenseklinge. Ein neues Feld wird für die neue Caropflanzung vorbereitet. Die Bananen brauchen weiter keine Pflege. Nach dem Abernten gehen sie bald ein, und der Urwald wird wieder Herr der Pflanzung. Der Kreislauf beginnt von neuem. Es ist ja soviel Land da, so viel!

10. Februar 1909.

Beinahe wäre ich nach Friedrich-Wilhelmshafen gekommen. Da aber kein Nachfolger für mich aus Deutschland eintraf, mußte ich hier bleiben.

Der Dampfer „Germania“ der Jaluit-Gesellschaft, der von Hongkong über die Karolinen nach Sidney und zurück fährt, läuft in nächster Zeit auf beiden Reisen auch Simpsonhafen an, wohin sich allmählich der ganze Verkehr zieht.

4. März 1909.

Heute vor acht Tagen habe ich eine Dienstreise in Vertretung des Richters nach der Neu-Lauenburg-Gruppe gemacht. Es begleitete mich Herr Büge. Vormittags fuhren wir mit dem Clonddampfer „Langeroo“ fort und gingen 6 Uhr abends vor der Insel Mioko vor Anker. Hier ist die Niederlassung der „Deutschen Handels- und Plantagen-gesellschaft“ in Hamburg. Der Leiter begleitete uns. Wir fuhren mit einem offenen Ruderboot an vielen Inseln vorbei und landeten um 7 Uhr abends auf Kakakon. Dort hatte ich zu tun. Hier haust ganz allein ein Deutscher. Er lebt genau wie die Eingeborenen, ist nur Kokosnüsse und schläft im Sand. Er sieht ziemlich verhungert aus, behauptet aber, sich ganz wohl zu fühlen.

Abends bei Mondenschein fuhren wir nach Mioko zurück. Es war eine Meerfahrt, die immer in meiner Erinnerung bleiben wird. Die braunen Ruderer sahen im Silberlicht so hell aus, als seien sie Europäer. Im Rhythmus wiegten sie sich nach dem Takt der Ruderschläge.

Plötzlich gleitet das Boot wie durch flüssiges Feuer. Von den Riemen rieseln funkelnde Tropfen. Das Meer

leuchtet in einem schier überirdischen Glanz. Gesang wacht leise auf, träumend, halb summend, lockend, verklingend. Märcheninseln ziehen an uns vorüber. Wir fühlen uns eingefangen vom Zauber der Südsee. —

Abends waren wir zu Gast bei dem Leiter der Plantagengesellschaft. Er ist mit einer Halbblutsamoanerin verheiratet. Ihr Vater ist Deutscher. Sie selbst ist in Deutschland erzogen und spricht vollkommen deutsch. Sie kleidet sich wie eine Europäerin. Nur an der dunklen Haut erkennt man ihre Abstammung. Nach meinem Gefühl müßten solche Ehen von der Regierung verboten werden. Wenn Ihr mich fragt, warum, so kann ich nur sagen, daß mein persönliches Rassegefühl mich vor einer solchen Verbindung warnt. Gewiß, manche schwarzen Mädchen, die braunen Samoanerinnen mit ihren Glutaugen, dem wunderbaren Wuchs, den anmutigen Bewegungen ganz besonders sind in ihrer Art schöne Menschen. Aber ich kann mir nicht helfen, es ist ein Verbrechen, wenn ein weißer Mann eine farbige Frau heiratet.

10. März 1909.

Die Linie Singapore—Simpsonhafen ist genehmigt. Der erste Dampfer legt hier Anfang Mai an. S. M. S. „Planet“ liegt eben im Hafen.

Mit dem Pferd muß es sich in den nächsten Wochen entscheiden. Sollte ich es nicht durch das Gouvernement bekommen, so lasse ich mir eins von Sidney schicken. Wagen und Geschirr habe ich heute sehr preiswert gekauft. Der Wagen ist eine zweirädrige Kutsche, andere Gefährte gibt es hier nicht.

17. März 1909.

Heute über 10 Tage bin ich zur Hochzeit bei einem Pflanzler in Kakakaul eingeladen. Seine Schwester, eine Lüneburgerin, ist vor fünf Monaten hier angekommen und hat sich jetzt verlobt. Der Bruder muß nun ihre Hochzeit ausrichten. Gestern nachmittag habe ich in Kakakaul Besuch gemacht.

1. April 1909.

Die Hochzeit, die im Hotel gefeiert wurde, verlief glänzend. Der Gouverneur mit seiner Gemahlin waren auch da. Die Trauung fand im Hotel statt, da im Ort nur eine katholische Kapelle ist. —

Seit voriger Woche habe ich einen neuen Hausjungen, To-kau. Er kann sehr schön plätten. Nun brauche ich keine

Wäsche mehr aus dem Hause zu geben. Der Boy soll nur waschen und plätten und später das Pferd versorgen. Der Pferdehandel zögert sich noch immer hinaus.

21. April 1909.

Heute früh kam die „Natuna“, ein Klondampfer. Er ist von der Südsee-Phosphatgesellschaft gechartert. Auf dem Dampfer ist eine wissenschaftliche und technische Kommission, die die Inseln in der Südsee auf Phosphatvorkommen untersuchen soll. Ein Jahr lang wird die „Natuna“ hier im Inselgebiet arbeiten.

In Simpsonhafen habe ich mir endlich ein Pferd gekauft, fünf Jahre alt. Ich bin sehr mit dem Tier zufrieden. Gestern und vorgestern habe ich es geritten. Es geht sehr gut. Leider ist es noch nicht eingefahren. Doch werde ich versuchen, dies nachzuholen, andernfalls den Wagen wieder verkaufen.

24. April 1909.

Gestern nachmittag bin ich wieder spazieren geritten. So ein Pferd ist doch eine feine Sache. Man bekommt viel mehr zu sehen. Zu Pfingsten denke ich für zwei Tage nach Toma zu reiten. Von dort werde ich kleine Ausflüge unternehmen.

5. Mai 1909.

Ich hätte bald Ende der Woche auf ein halbes Jahr nach Kieta zur Vertretung des Stationsleiters müssen. Da ich aber jetzt das Pferd habe, wollte ich lieber hier bleiben. Das Risiko des Pferdetransportes war mir doch zu groß. Hätte die Vertretung am Ende meiner Dienstzeit gelegen, so hätte ich mich keinen Augenblick besonnen. Kieta ist mit dem Dampfer drei Tagereisen von hier entfernt. Es ist Verwaltungsbezirk für die Salomons-Inseln. Der Flächeninhalt beträgt etwa 60000 qkm, d. i. die Größe des Großherzogtums Oldenburg und Sachsen-Weimar. Postverbindung nach dort ist nur alle drei Monate. Den Bericht nach ist es dort ganz außerordentlich schön. Ich bleibe jedoch vorerst lieber hier. Am Ende der Woche geht jemand anders.

Wir haben hier in Herbertshöhe einen riesigen Kulturfortschritt zu verzeichnen. Eine Eisfabrik hat sich aufgetan. Der Block Eis kostet 3 Mark. Ihr könnt Euch überhaupt nicht vorstellen, was dies für uns bedeutet. Wir haben uns

sofort einen Eischrank zugelegt. Jetzt können wir einmal richtige feste Butter essen. Sonst war sie nur flüssig. Ebenso können wir unsere Speisen und unser Fleisch länger frisch halten. Wir haben nur Angst, daß die Eismaschine eines Tages nicht mehr arbeitet.

7. Mai 1909.

Heute bin ich gerade ein Jahr hier. Am Schluß dieser ersten Prüfungszeit in Übersee stelle ich mit Freunden fest, daß es mir gesundheitlich gut geht. Bereut habe ich noch niemals, daß ich den Sprung über das Wasser gewagt habe.

19. Mai 1909.

Zu Eurem Brief vom 4. März habe ich folgendes zu sagen: Ihr nehmt an, wenn ich nach Toma zum Erholungsheim reite, stelle ich mich dort dem Arzt vor. Ihr glaubt also, daß ich krank bin. Dies ist ein Irrtum. Das Heim von Toma ist ein Ferien- oder Urlaubsheim. Man erholt sich hier von dem Dienst, und da naturgemäß der Höhenunterschied ein sehr beträchtlicher ist, sind auch die klimatischen Verhältnisse andere. Es ist kühler, freier und fieberlos, also für Europäer ein wesentlich günstigeres Klima als an der Küste von Herbertshöhe. Es wohnt in Toma kein Arzt, sondern beide Häuser sind nur für Gäste, nicht für Kranke bestimmt. Ihr macht Euch um mich wieder unnötige Sorge. Ich bin nicht krank, im Gegenteil, mir geht es gut.

Dorgestern übernahm ich eine größere Tour für den Bezirksamtmann. Da ich Zeit hatte, habe ich zu meinem Vergnügen einen Dienstritt durch den Busch gemacht. Nach dem anstrengenden Ritt von 4 $\frac{1}{2}$ Stunden kam ich mittags 12 Uhr in Toma an. Ich hatte hauptsächlich die Wege zu untersuchen. Da diese leicht zu wachsen, müssen sie von den Eingeborenen frei gehalten werden. Der Weg war oft so schmal, daß ich mich eben mit dem Pferd durch den Busch winden konnte. Auf dem Hinweg machte ich einen 35 km langen Umweg durch die verschiedenen vorgeschriebenen Ortschaften. Der Heimweg von Toma dauerte kaum zwei Stunden. Um 6 Uhr war ich zu Hause. Anstrengend war dieser freiwillige Dienstritt, da ich das Reiten noch nicht gewohnt bin.

Ihr fragt, ob mir der Dienst in den Kolonien nicht doch schon leid ist. Es ist eine Tatsache, daß alle Sekre-

täre, die auf Urlaub gegangen sind, fast ohne Ausnahme eines Tages hier wieder erscheinen, auch die, welche sagen, sie kämen nicht wieder. Es zieht sie alle wieder mit Macht hinaus. Deutschland ist ihnen zu eng geworden. Wenn sie einmal ihren Fuß in die unendliche Weite unserer Südkolonien gesetzt haben, gefällt es ihnen zu Hause nicht mehr. Zu Hause frieren sie, — hier ist Sonne. Hier sind wir Herren. Selbst R., der nicht wieder aus Deutschland fortwollte, sitzt heute schon wieder in Ost-Afrika.

27. Mai 1909.

Gestern habe ich wieder für den Bezirksamtmann eine Dienstreife nach Kulon gemacht, das an der anderen Küste liegt.

Übermorgen gedenke ich nach Toma zu fahren. Zur Zeit bin ich hier allein. Der Gouverneur ist in Neu-Guinea, der Bezirksrichter in Neu-Mecklenburg, der Bezirksamtmann in Simpsonhafen. Ich bin bis zum fünften Vertreter für alle und alles. Ich werde mich zu Pfingsten beurlauben. Sollte etwas los sein, kann ich telephonisch in Toma erreicht werden. In zwei Stunden bin ich hier.

5. Juni 1909.

Am 2. und 3. Juni war ich im Busch. Ich mußte zum Warangi, einem Fluß an der Ostküste. Er ist etwa so breit wie die Weser. Ich hatte zwei Polizeisoldaten und meine Jungen für Bett, Zelt und Proviant mit. Es war ein Zigeunerleben im Busch.

Die Nacht ist kühl, der Vollmond übergießt den Busch mit seinem Licht. Mein Zelt ist in einer Lichtung aufgeschlagen. Schwere, süße Dülste umschmeicheln uns. Der Nebel schiebt sich aus feuchten Löchern. Mich fröstelt. Die farbigen Soldaten haben trockenes Reisig aus dem Busch geholt. Nun züngelt die erste Flamme aus dem Qualm. Wir sitzen ums offene Feuer. Mein Junge öffnet einige Konserven, und während er das Mahl bereitet, lasse ich mich von Träumen einspinnen. Einen zauberhaften Reiz hat solche Nacht im Busch.

8. Juli 1909.

Ich beantworte einige Fragen aus Eurem Briefe vom 16. Mai.

Der Mann, der vor einiger Zeit Hochzeit hatte, war Pflanzler. Standesbeamter ist hier draußen der Bezirksrichter oder dessen Vertreter.



Totenbestattung bei den Eingeborenen auf Neu-Mecklenburg

Am Sonnabend bin ich nach Tutavano geritten. Es liegt etwa auf halbem Wege nach Simpsonhafen.

Dieser Brief geht versuchsweise über Sibirien. Er soll nur 32 Tage gebrauchen. Zu gleicher Zeit schicke ich eine Karte auf dem alten Wege. Achtet bitte auf das Datum.

27. Juli 1909.

Am Sonnabend starb Parkinson, der Verfasser des Buches „Dreißig Jahre in der Südsee“. Er war 64 Jahre alt. Am Sonntag früh haben wir ihn beerdigt.

4. August 1909.

Mein neuer Junge heißt Co-Banguige. Seit dem 1. August esse ich im Hotel. Am 1. Januar werden wir wahrscheinlich doch schon nach Simpsonhafen ziehen. Daher werde ich wohl nicht auf Urlaub fahren können. Nun, vielleicht nächstes Jahr.

Am Sonntag haben wir einen Ausflug nach Toma gemacht, teils mit Wagen, teils zu Pferd. Ich bin heimwärts geritten. Bei Vollmond kam ich zurück. Es war ein Ritt durch ein Märchenland!

Der „Seestern“ ist im Mai nach Brisbane ins Dock gefahren und war von dort am 3. Juni nach hier in See gegangen. Seit dieser Zeit haben wir nichts mehr von ihm gehört. Wahrscheinlich ist er mit Mann und Maus untergegangen. Sagade um das schöne Schiff. Es waren neun Europäer an Bord. Der Kapitän hatte seine Frau und sein Kind bei sich.

19. August 1909.

Mit der „Germania“ kam am Sonntag Kollege G. von Ponape hier vorüber. Er fährt auf Urlaub und will sich nur in Deutschland verheiraten, um dann wieder herüberzukommen. Wahrscheinlich werde ich für ihn nach Ponape gehen. Bestimmt ist es aber noch nicht. Im nächsten Brief schreibe ich mehr. Falls ich nach Ponape kommen sollte, schicke ich einen Fahrplan der „Germania“ mit.

Ponape, die Insel der Ausländischen.

Herbertshöhe, 21. August 1909.

Gestern abend fuhr „Sandakan“ nach Neu-Guinea ab, mit ihm der Gouverneur. Es ist jetzt bestimmt, daß ich

für G. nach Ponape gehe. Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, bin ich wahrscheinlich schon dort. Ich fahre hier am 18. oder 19. September mit der von Sidney dann fälligen „Germania“ ab. Die Reise dauert drei Wochen, so daß ich etwa am 6. Oktober dort eintreffe. Ich freue mich mächtig, neue Gegenden kennenzulernen. Im Oktober habe ich bereits die Hälfte meiner Auslandstätigkeit herum. Die absteigenden eineinhalb Jahre laufen wohl noch schneller hin, zumal ich in Ponape nur alle zwei Monate Post bekomme. Ponape ist gesund und vollkommen malariafrei. Da ich jetzt von hier wegkomme, kann ich es Euch ja ruhig schreiben. Eure Vermutung war schon richtig, daß ich hier von Malaria nicht verschont worden bin. Diese Sieberanfalle zusammen mit dem Chininschlucken gehören nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Aber nun ist ja alles vorbei, und der Wunsch, den ich schon bei meiner Abreise hatte, später in das gesunde, malariafreie Inselgebiet zu kommen, ist in Erfüllung gegangen.

Das Einzige, worüber Ihr Euch nun vielleicht Gedanken macht, ist die Tatsache, daß nur alle zwei Monate eine Postverbindung nach dort besteht. Aber je weniger Post, desto schneller vergeht die Zeit. In Ponape ist ein Bezirksamtmann, sein Sekretär, ein Bürogehilfe und zwei Polizeimeister, ferner der Arzt. Dieser ist verheiratet und bereits 10 Jahre dort. To-Kave werde ich mitnehmen, den andern Boy wahrscheinlich hier lassen. Auf meinen Zwischenurlaub muß ich nun verzichten. Unter diesen Umständen tue ich es gern. Die dreiwöchige Seereise auf der schön eingerichteten „Germania“ ist ja auch schon eine Erholungsreise. Wie der Fahrplan ausweist, werde ich wieder ein kleines Stück weiter in der Welt herumkommen und die Schönheiten der Südsee kennen lernen. Die Adresse lautet: Ponape, Ost-Karolinen, Deutsch-Südsee.

Herbertshöhe, 12. September 1909.

Mein „Lump“ ist sehr anhänglich und macht mir viel Spaß. Ich nehme ihn natürlich mit nach Ponape. Den nächsten Brief bekommt Ihr von Ponape. Er wird am 1. Dezember in Uslar sein. Heute schicke ich Euch acht Bilder von einer Totenbestattung bei den Eingeborenen auf Neu-Mecklenburg. Ihr könnt darauf die wesentlichen Abschnitte der Leichenverbrennung gut erkennen. Vor der

Hütte des Verstorbenen errichtet man ein niedriges Holzgestell, stützig, auf Pfählen. Mit Palmblättern wird es verkleidet. In den Sitz wird die Leiche hineingeklemmt, so daß das Kinn auf die hochgezogenen Knie zu liegen kommt. Gesicht und Körper des Verstorbenen werden dann von den Angehörigen mit schwarzer, weißer und roter Farbe beschmiert. Um den Hals hängt man ihm eine Kette von Zähnen. Rund herum baut man alles auf, was dem Toten gehörte, und der ganze Platz wird mit bunten Blättern und wohlriechenden Kräutern geschmückt. Die Weiber stimmen ein schauriges Klagegeheul an.

Plötzlich kommen aus dem nahen Busch mit furchtbarem Geschrei vermummte Gestalten, umtanzen die Leiche und verschwinden wieder, kommen noch einmal und verschwinden endgültig, nachdem sie ihr Muschelgeld in Empfang genommen haben. Nun folgt etwas, das mich eigentlich sehr sympathisch berührt hat. Der Abschied des Toten von allem, was ihm im Leben lieb und wert gewesen ist, geht folgendermaßen vor sich: Meerwasser wird vor ihm ausgeschüttet als Zeichen, daß das Meer, die Fischgründe, von ihm Abschied nimmt, ein Topf voll Erde wird vor ihm verstreut als Abschiedsgruß seines Feldes, Früchte und Nüsse werden gebracht als letzte Grüße des Waldes. Ist dieser Gedanke nicht wunderschön? — Hier auf der Gazellen-Halbinsel werden schließlich die Toten in Matten gehüllt, mit Lianen umwunden und begraben. In Neu-Mecklenburg dagegen werden die Leichen verbrannt. Im Angesicht vieler, auf Matten gemalter „Heilgenbilder“, die in einem schmalen, an der Breitseite offenen Hause aufgehängt sind, wird der Scheiterhaufen aufgeschichtet, unten spitz, oben breiter, in der Art, wie bei uns im Solling das Klastert Holz aufgestapelt wird. Zwischen die acht etwa zwölf Zentimeter dicken, etwas über mannslangen Baumstämme legt man trockenes Reisig und Palmwedel. In dieses Holzbett wird der Tote gelegt und mit eben solchen Scheiten, etwa vier bis fünf, zugedeckt. Die Verbrennung geschieht unter Aufsicht der Männer der Sippe. Ist der Scheiterhaufen bis auf das letzte Stück Holz verbrannt, so werden die verkohlten Knochenreste mit der Asche in einen Mattensack getan und in Häuschen aufbewahrt. Diese Totenhäuschen sind kleine Nachbildungen der Wohnhütten und werden auf einem Pfahl, etwa 1 Meter über dem Erdboden aufgebaut. Meistens stehen mehrere Totenhäuschen einer Familie zusammen.



Mehrere Totenhäuschen einer Familie stehen zusammen

An Bord der „Germania“, 20. September 1909.
Auf See, 3° südl. Breite, 160° Länge.

Die „Germania“ kam am Sonnabend, dem 18. September, nachmittags 2 Uhr, in Herbertshöhe an, und ich zog mit meinen Sachen, To-kan und „Lump“ an Bord und fuhr mit nach Rabaul. Dort gingen wir 3³⁰ Uhr vor Anker. Nachmittags und abends war ich an Land. Um 9 Uhr früh fuhren wir ab und kamen um 10 Uhr nach Herbertshöhe. Hier stellten sich noch verschiedene Herren an Bord zum Abschiedstrunk ein. Um 12 Uhr lichteten wir die Anker und bald entschwand Herbertshöhe unseren Blicken. Wir fuhren durch den St. Georgskanal ins offene Meer. Ich habe eine sehr schöne Kabine. Alle sind wir auf Deck. Die „Germania“ ist ein nettes Tropenschiff. Eine Karte von diesem schwimmenden „deutschen Boden“ liegt bei. Am 25. September werden wir in Nauru ankommen. Dort gebe ich diesen Brief zur Post. Von dort ab laufen wir jeden Tag einen Hafen an.

An Bord der „Germania“, Jaluit, 2. Oktober 1909.

Am 23. September, nachmittags 4 Uhr, kommt Nauru in Sicht. Hier ist eine Regierungsstation. Es sind viele Europäer dort bei der Phosphatgesellschaft angestellt. Da die einzige Boje besetzt war, auch kein Ankergrund vorhanden war, mußten wir in der Nacht vor der Insel treiben. Am anderen Morgen ging Post an Land, und wir fuhren um 11 Uhr weiter. Leider war keine Zeit, an Land zu gehen. Die folgenden Punkte im weiten Pazifik, die wir anliefen, will ich nur aufzählen. 25. September früh 6 Uhr: Ocean Islands (Engl. Gilberts Inseln). 28. September, nachmittags 5 Uhr: Tarawa; 27. September: Butari tari; 29. September: Jaluit. Die Insel ist vor vier Jahren durch einen Taifun verwüstet und sieht aus wie eine stark beschädigte Zahnbürste. An der breitesten Stelle ist sie in drei Minuten zu durchqueren. Aber dafür ist sie sehr lang. In Jaluit ist ein Bezirksamt. Die Insel liegt 1 Meter über dem Meeresspiegel. Ich möchte hier nicht begraben sein. Alle Deutschen stöhnen natürlich. Sie haben aber auch absolut nichts. Sie können bei dem tiefen Sand kaum einen Spaziergang machen. Sieber ist hier nicht. Das ist aber auch der einzige Vorzug. Alle beneiden mich, daß ich nach Ponape komme.

Gestern nachmittag fuhren wir von Jaluit ab. Ich habe einige Decken gekauft, die von den Eingeborenen der Marshallinseln aus Pandanusblättern geflochten werden.

Ponape, am 26. Oktober 1909.

Am 8. Oktober, abends 6 Uhr, kamen wir vor Langer an. Hier machten wir an einer Boje fest. In Langer ist die Agentur der Jaluit-Gesellschaft. Hier müssen wir auch unsere Einkäufe besorgen, da in Ponape kein Geschäft ist. Langer ist eine kleine, uns gegenüberliegende Insel. Mit dem Boote fährt man eine halbe oder eine Stunde, je nachdem Hoch- oder Niedrigwasser ist und man über die Riffe hinwegfahren oder einen Umweg machen muß. Der Bürogehilfe, der gleichzeitig die Post hat, kam an Bord. Ich bin aber nicht mehr mitgefahren, sondern bestellte für den 19. ein Boot für mich und den Kutter zum Abholen meiner Sachen. Am 9. Oktober, früh 6 Uhr, kam ein Polizeimeister mit beiden. Es regnet in Ponape sehr viel, fast jeden Tag ein Schauer und dann so, daß man ohne Ölmantel kaum trocken bleibt. Ich war daher sehr froh, daß ich vom Kapitän noch einen neuen Ölmantel kaufen konnte, den er zufällig hatte. Auf diese Weise kam ich bei strömendem Regen wenigstens trocken in Ponape an und meldete mich bei dem Bezirksamtmann, Regierungsrat Friß. Dieser fährt mit demselben Dampfer fort. Im Dezember oder Februar kommt Regierungsrat Boeder mit seiner Frau als Nachfolger von S. Bis dahin ist Dr. Girschner sein Vertreter. Er ist seit 1899 hier, d. h. seit der Zeit, wo wir die Karolinen von Spanien kauften.

In drei Wochen kommt der „Kondor“, dann wird es hier wieder lebendig. Offiziersbesuche — Mannschaftsausflüge — Europa! So kann es mir dienstlich hier wohl gefallen. Deutschland wird vertreten durch einen Bürogehilfen, einen Polizeimeister, einen Wegebauer und einen Landmesser. Ebenfalls ist eine evangelische und eine katholische Mission am Platze. Auch die Wirtschaft ist durch einen Angestellten der Jaluit-Gesellschaft vertreten. Ich füge mich als jüngstes Glied der weißen Rasse in den engen Ring ein. Auf dem Büro habe ich später höchstens vormittags einige Stunden zu tun. Innerhalb von 14 Tagen, d. h. bis zur Ankunft des nächsten Dampfers, ist die Post erledigt. Nachmittags mache ich Außendienst. Ich beaufsichtige das Exerzieren und Schließen der Soldaten. Ich bin bei den aufzuführenden Bauten. Ich begutachte das Erneuern und

Ausflücken der Boote und Häuser, kurz, ich soll alles können und kann alles, ich soll alles wissen und weiß alles, d. h. ich befehle, und die Befehle werden ausgeführt. Ich tue alles nach bestem Gewissen und nach meiner Erfahrung. Der Grund ist gelegt, mögen andere, die nach mir kommen, es besser machen, wenn sie können. Eingeborene sind meine Handwerker: sie fällen Bäume, roden den Boden, hacken und schaufeln, jäten und brennen, kochen und schmazen, lärmern und lachen, ich bin der Kopf, ich denke und plane für sie, ich Sorge für sie, d. h. ich bin der weiße Herr. Ich schreibe einen Zettel: Um 3 Uhr nachmittags liegt Boot Nr. 3 mit einem Unteroffizier und fünf Mann an der Brücke. Punkt 3 Uhr liegt das Boot da. Ich steige ein und lasse mich durch die Brandung rudern ins offene Meer hinaus, ich fahre an der paradiesischen Küste entlang. — Es ist ein stolzes Gefühl, Herr zu sein, wie es ein beglückendes Gefühl ist, seine Pflicht getan zu haben, seine Pflicht gegenüber dem deutschen Heimat- und Vaterlande.

Meine Wohnung ist fein und im Verhältnis zu Herbertshöhe glänzend. Die Häuser sind alle für Verheiratete gebaut. Mein Heim besteht aus zwei großen Zimmern mit Veranden ringsum, daran schließen sich, mit der Veranda verbunden, Küche, Vorratsraum, Bon-Haus, Wasch- und Badezimmer. Es liegt in einem großen Garten und hat eine schöne Aussicht auf Langer und die ganze Umgebung. Die deutsche Kolonie ist auf einem steilen, nach der See abfallenden Hügel gebaut. Gleich nach Abfahrt der „Germania“ habe ich mir in Langer alles mögliche an Küchengeräten und Einrichtungsgegenständen gekauft: Tassen, Teller, Kochtöpfe, Mehl, Gardinen u. a. m. Als Koch habe ich von Herrn Friß einen Jungen bekommen, der schon seit 10 Jahren bei Beamten gewesen ist. Wenn er auch nicht viel kochen kann, so hat er doch Ahnung davon. Etwas verstehe ich ja auch vom Kochen. Es ist doch gut, daß ich früher öfter mal bei Müttern in die Küche geguckt habe. Für alle Fälle habe ich auch ein Kochbuch, und zwar ein sehr gutes. Es ist von einer Frau geschrieben, die 10 Jahre in den Kolonien war. Ich esse viel Bohnen- und Erbsensuppe. Die kann der Alipeu (d. i. der Name des Koches) schon sehr gut zubereiten. An frischem Fleisch gibt's hier nur Schweinefleisch. Ich kaufe dann eine ganze Keule. Außerdem gibt's noch häufig frische Fische und Krebse. Wenn der Dampfer kommt, erhalten wir auch einmal Rindfleisch.

Das Hühnerhaus ist bereits fertig. Der Viehbestand beträgt einen Hahn und drei Hühner. 20 Hühner will ich mir noch kaufen, damit ich immer frische Eier habe. Das Huhn kostet hier von Eingeborenen eine Mark. Bislang bin ich mit dem frischen Fleisch so gut ausgekommen, daß ich erst zweimal „tins“ zu essen brauchte. Am Sonntag waren die beiden jungen Kaufleute aus Langer, der Landmesser und Herr Holborn bei mir zum Essen. Es gab eine gute Bohnensuppe, Salat von frischen Krabben, Huhn, gebraten, Weißkohl und Früchte. Es hat uns allen sehr gut geschmeckt.

Am 6. November erwarten wir S. M. S. „Condor“, er bleibt drei Wochen hier und fährt von hier am 1. Dezember nach Jap.

7. November 1909.

Ich habe jetzt meine Wohnung sehr schön in Ordnung; sogar Gardinen, selbst aufgesteckt. Letzte Woche war ich an einem Vormittag mit der Polizeitruppe zum Schießen. Am andern Morgen ging's zum Baden. Es gibt hier sehr gute Badegelegenheiten. Mehrere Flüsse mit Wasserfällen sind ganz in der Nähe. Die eine „Badeanstalt“ ist 10 Minuten, die andere 20 Minuten von der Station entfernt.

6. Februar 1910.

Am Donnerstag voriger Woche war ich nachmittags mit Regierungsrats zu einem Eingeborenenfest in Jookoh. Zuerst war großer Tanz. Obwohl auch hier nur die Männer tanzen, so sind die Tänze doch ganz anders als in Neu-Guinea. Nach dem Tanze wurde Jerkau bereitet. Das Zeug schmeckte scheußlich! In Kokoschalen reichte man dieses Getränk herum. Es ist ähnlich dem Nationalgetränk der Samoaner, der Kawa. Überhaupt ähneln die Leute hier in Aussehen, Sitten und Gebräuchen sehr den Samoanern. Von einer Bekleidung kann man bei den Eingeborenen kaum sprechen. Die Männer gehen völlig nackt. Die Weiber tragen an einer Schnur um den Leib ein Blatt und ein kurzes Büschel von Kokosblattstreifen. Die Männer der Polizeitruppe auf Ponape sind für europäische Begriffe lächerlich „eingekleidet“. Sie haben eine Tuchbahn um den Leib gewickelt, die bis zu den Knien herabfällt. Diese untere „Uniform“ wird vom Koppel gehalten. Eine Militärmütze vervollständigt die Montur. Die meisten der eingeborenen Soldaten haben Frauen. Diese tragen bereits europäische Kleidung, d. h. „Unterrock und Nachtsack“.

5. Mai 1910.

Heute lief die „Germania“ ein. Mit ihr kehrte Kollege G. mit seiner jungen Frau aus Deutschland zurück. Ich löste ihn damals ab. Jetzt geht er nach Nauru als Vertreter des Stationsleiters. Später wird er mich wohl wieder ablösen. Wir feierten mit dem Kapitän zusammen bei Regierungsrats seine Ankunft.

Ponape, den 13. Juni 1910.

Am 28. Juni soll das Kreuzergeschwader hierher kommen mit Admiral von Ingenomi. Es sind S. M. S. „Scharnhorst“, „Nürnberg“, der Begleitedampfer „Titania“ und ein Kohlendampfer. Die Schiffe werden einige Tage hier bleiben. Ungefähr 70 Offiziere und 1500 Mann sind an Bord. Da wird es in Ponape lebhaft werden.

Ich habe mich jetzt entschlossen, die Rückreise nicht über Amerika, sondern über Sibirien zu machen. Wenn der Vertreter zur rechten Zeit kommt, denke ich, mit der „Germania“ Ende April oder Anfang Mai nach Hongkong abzufahren. Von dort berühre ich Schanghai, Tsingtau, Peking und Tokio. In Japan will ich eine Woche bleiben, und dann geht's über Wladiwostok, Petersburg, Moskau, Berlin, Hannover nach Uslar! Die russischen Wagen sollen sehr bequem sein. Die Reise von Japan bis Petersburg dauert 14 Tage. Wenn ich im April noch nicht fahren kann, muß ich bis August warten, da ich nicht über Sidney fahren will. Hoffentlich haben wir in Deutschland einen schönen Sommer, damit ich nicht zu frieren brauche.

Ponape, 2. Juli 1910.

Gestern kam die „Titania“ und meldete die Ankunft des Geschwaders für heute an. Es ist Großbetrieb! Wir waren beim Admiral zu Gast. Es ging außerordentlich fröhlich zu. Ich schicke diesen Brief mit dem Kriegsschiff. Das Geschwader hatte noch vor zwei Tagen mit Tsingtau in funkentelegraphischer Verbindung gestanden. So erfuhren wir Neuigkeiten, die sonst erst im September zu uns gekommen wären.

27. Juli 1910.

Nächstes Jahr um diese Zeit hoffe ich bereits bei Euch zu sein. Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, sind es noch sieben bis acht Monate. Der Regierungsrat war wieder 12 Tage fort und kam Sonntag zurück. Sein Vertreter war ich.

Ich rufe Euch jetzt schon ein „Auf Wiedersehen!“ zu und freue mich, daß ich einmal wieder unter Menschen komme, — aber ebenso —, das fürchte ich, — vermisse ich dort vieles, was ich hier besitze: Sonne — Weite — Neuland!

Messening auf Ponape, den 2. Oktober 1910.

In dieser Woche kommt ein Phosphatdampfer nach hier. Er wird Arbeiter anwerben und nach Nauru zurückfahren. Ich schicke darum diesen Brief als einen der letzten hier ab. In Hongkong kann ich keine weitere Post von Euch bekommen. Falls ich über Sibirien fahre, werde ich mich von Rußland aus telegraphisch bei Euch anmelden.

Es sind jetzt noch sechs Monate, dann bin ich bei Euch! Wie ich mich freue!

Wochenlang, monatelang warteten die besorgten Eltern Brauckmanns auf weitere Nachricht von ihrem Sohn. Da lasen sie zufällig in der Familienzeitschrift „Welt und Haus“ vom 25. Februar 1911 unter dem Abschnitt „Kolonialpost“ folgende Notiz:

„Südsee. Auf der Karolineninsel Ponape, auf der seit dem Jahre 1899 die deutsche Flagge weht, sind am 18. Oktober der Bezirksamtmann Regierungsrat Boeder, Sekretär Brauckmann, Stationsbeamter Holborn, Wegebautechniker Häfner und fünf farbige Bootsjungen durch auffällige Eingeborene ermordet worden. Da jede telegraphische Verbindung mit Deutschland fehlt, ist diese Schreckensbotschaft erst nach den Weihnachtsfeiertagen, also mehr als zwei Monate später, hierher gelangt. Die Berichterstattung ist allein auf das von der Insel Jap nach Schanghai gehende Kabel angewiesen. Diese Insel ist von Ponape aber noch etwa 1000 Seemeilen entfernt! Als Beweggrund für die Tat der Eingeborenen wird Unzufriedenheit über die Beteiligung bei Wegebauten angenommen.“

Nachwort.

Die Eingeborenen der Insel Ponape waren ein trotziges, kriegerisches Völkchen, unter sich nicht einig und in stete Fehden verwickelt, aber nach außen hin boten sie das Gepräge einer Gemeinsamkeit.

Im Jahre 1886 wurde auf der Insel die spanische Flagge gehißt. Die Spanier hatten die Inselwelt in dem Streite mit Deutschland über die Zugehörigkeit der Karolinen durch den Schiedspruch des Papstes Leo XIII. erworben. Die Eingeborenen waren aber nicht gewillt, sich einer fremden Oberhoheit zu unterwerfen. Es kam zu blutigen Kämpfen; die von den Spaniern erbaute Festung wurde von den Eingeborenen gestürmt und Gouverneur und Besatzung niedergemacht.

Deutschland erwarb die Karolinen durch Kauf von Spanien im Jahre 1899. Die Flaggenhissung auf Ponape erfolgte am 12. Oktober desselben Jahres. Wir trafen die Eingeborenen im Kampfzustand sowohl mit den Spaniern als auch unter sich selbst. Es gelang indessen, nach dem Abzuge der Spanier die inneren Streitigkeiten beizulegen, so daß Ruhe und Ordnung einkehrten. Langsam mußten den Eingeborenen auch gewisse Pflichten auferlegt werden, nämlich zu ihrem eigenen Besten ein besserer Feldbau und die Anlegung von Wegen zur Hebung des Verkehrs. In einzelnen Landschaften wurde willig mit der Durchführung begonnen. In anderen traten Widerseßlichkeiten zutage. Im Jahre 1910 war ein neuer Bezirksamtmann, der in Ostafrika in langen Jahren bewährte Bezirksamtmann Boeder, nach Ponape versetzt worden, und auch Sekretär Brauckmann überstiedelte nach der Insel von Herbertshöhe aus, wo er bisher tätig gewesen war.

In der Nähe der Regierungsniederlassung liegt auf einem Riff aufgebaut die Insel Jakoints. Dorthin wurde ein Dammbweg über die Riffe gebaut, und die Eingeborenen der Insel waren zur Arbeitsleistung mit herangezogen worden. Mitten im Werke legten einzelne die Arbeit nieder. Sie wurden von dem Bezirksamtmann mit Strafe belegt, und die Arbeiten wurden fortgesetzt. Da traf die Nachricht ein, daß die sämtlichen Insulaner die Arbeit ver-

07. Juli 1885
209.6.85

weigerten und eine drohende Haltung einnahmen. Als entschlossener Mann begab sich der Bezirksamtmann mit Sekretär Brauckmann in einem offenen Boot mit fünf Ruderern sofort an den Schauplatz. Beide landeten und gingen den Eingeborenen entgegen. Noch ehe sie an diese herangekommen waren, wurde Boeder niedergeschossen. Brauckmann war von den Kugeln nicht getroffen worden, sprang in die See und wollte das Boot schwimmend erreichen. Die Eingeborenen setzten ihm nach, und er fiel im Wasser ihren Streichen zum Opfer. So haben zwei tapfere Kolonialbeamte in Erfüllung ihrer Dienstpflicht ihr Leben eingesetzt und dahingegeben.

Über die Mörder brach ein strenges Gericht herein. Sie wurden nach heftigem Kampfe unter Einsatz von Polizei und Marinestreitkräften gefangen genommen, verurteilt und erschossen.

Das Andenken dieser beiden Kolonialhelden bleibt in der Geschichte der Kolonie stets lebendig. Es ist zu begrüßen, daß einige Züge aus den kolonialen Erlebnissen des Sekretärs Brauckmann nun der Öffentlichkeit dargeboten werden.

gez. Dr. Albert Hahl,
Gouverneur a. D.